

Rahlstedter Jahrbuch für Geschichte & Kultur 2015

HEIMAT  ECHO

WOCHENZEITUNG FÜR HAMBURGS NORDOSTEN



Impressum

Autoren: Günther Bock, Großhansdorf
Matthias Bornemann, Hamburg
Erhard Dohrendorf, Travenbrück
Matthias Habel, Hamburg
Werner Jansen, Hamburg
Claudia Lauschke, Hamburg
Jörg Meyer, Hamburg
Benedikt Scheper, Hamburg
Michael Schulze, Hamburg
Günter Wilcken, Hamburg

Herausgeber: Das Jahrbuch erscheint in Kooperation zwischen dem Rahlstedter Kulturverein e.V.
– www.rahlstedter-kulturverein.de –
und dem Heimat Echo / Verlagsgesellschaft Hanse mbH.

Leiter des Geschichtskreises Rahlstedt:
Werner Jansen, Am Lehmberg 9, 22143 Hamburg

Copyright © 2015

Für die einzelnen Beiträge zeichnet jeweils die Autorin/der Autor verantwortlich.
Die Artikel geben nicht zwangsläufig die Meinung der Redaktion wieder.
Die Redaktion der Anzeigen liegt in der Verantwortung der Inserenten.

Rechte: Die Rechte an den Texten und Bildern und die Verantwortlichkeit hierfür verbleiben bei den jeweiligen Autoren. Alle Rechte, auch des auszugsweisen Nachdrucks, der photomechanischen Wiedergabe und der Be- und Weiterverarbeitung per EDV, vorbehalten.

Redaktion: Werner Jansen, Wera Tränckler, Claudia Lauschke
Karten- und Bildbearbeitung: Jana Milly
Layout: Jana Milly
Produktion: Heimat Echo / Verlagsgesellschaft Hanse mbH

Inhalt

Grußwort	Seite 4
Vorwort.....	Seite 5
Matthias Bornemann	
Die elektrische Eisenbahn Altrahlstedt–Volksdorf	Seite 6
Werner Jansen	
Das Naturschutzgebiet Stellmoorer Tunneltal.....	Seite 12
Günther Bock	
Neu-Rahlstedt – ein wendischer Rundling?.....	Seite 16
Redaktion	
Rahlstedter Straßen.....	Seite 26
Jörg Meyer und Michael Schulze	
Wie kam der Weddinger Weg zu seinem Namen?	Seite 30
Claudia Lauschke	
Zuflucht an der Wilhelm-Grimm-Straße.....	Seite 31
Claudia Lauschke	
Der Steinmetz Friedrich Wilhelm Bursch	Seite 34
Erhard Dohrendorf	
Die Besiedlung der Dänenheide um 1830.....	Seite 38
Matthias Habel	
Ein Rundgang über den Rahlstedter Friedhof.....	Seite 56
Benedikt Scheper	
Heinrich Steinhagen – Ein deutscher Expressionist	Seite 60
Günther Wilcken	
Rahlstedter Geschichten – Plattdütsch vertellt	Seite 68

Titelbild

Über die Besiedlung der zwischen Rahlstedt und Ahrensburg gelegenen Dänenheide um 1830 berichtet einer unserer Artikel. Das Titelbild zeigt den ersten dort errichteten Bauernhof der Familie Dohrendorf, wie ihn zu Beginn des 20. Jahrhunderts ein unbekannter Maler sah. Kurz nach Mitte des vorigen Jahrhunderts benötigte der Staat militärisch zu nutzendes Gelände. Innerhalb weniger Jahre verließen die Familien ihre Heimat und die Höfe und Häuser verschwanden. Inzwischen wurde das Gelände unter Naturschutz gestellt und dient heute den Rahlstedtern als Naherholungsgebiet. Den Artikel zur Bauernfamilie Dohrendorf finden Sie ab Seite 38.



Grußwort

Wieder einmal legt der „Arbeitskreis Geschichte“ ein „Rahlstedter Jahrbuch für Geschichte und Kultur“ vor, und es ist erneut das Ergebnis von einem ganzen Jahr intensiver Recherchen über die Wurzeln unserer Stadtteil-Identität.

Gibt's die eigentlich noch – eine „Rahlstedter Identität“? Wir Älteren haben vielleicht gelegentlich den Eindruck, Rahlstedt verliere nach und nach sein Gesicht und gehe unter in städteplanerischem und architektonischem Allerweltsbrei. Und wer einen unserer Jugendlichen danach fragt, wird wohl eher die Antwort bekommen, Hamburg und sein Kiez seien seine „Perle“ – aber Rahlstedt?

Die Grundschulen, aber auch die sechs weiterführenden Schulen (drei Stadtteilschulen, drei Gymnasien) in unserem Stadtteil, tun vieles, um an der Rahlstedter Identität mitzuarbeiten. Keine versucht sich so zu spezialisieren, dass sie Leuchtturm für ganz Hamburg ist; wir alle sind im Schwerpunkt Schulen für Rahlstedt. Und das ist gut so. Ob unsere Schülerinnen und Schüler tonnenweise Steine und Geröll bewegen, um Leben in die Wandse zu bekommen, im Rahmen der „Kulturschule“ Lärmschutzwände bunter machen, die Erinnerung an Liliencron wach halten, Benefiz- und Willkommensveranstaltungen sowie Patenschaften insbesondere für die jungen Bewohner der Rahlstedter Flüchtlingsunterkünfte organisieren, mit den örtlichen Sportvereinen kooperieren, Stolpersteine zur Erinnerung an durch die Nazis Verfolgte und Ermordete in Rahlstedt setzen oder kulturelle Veranstaltungen von z.B. Rahlstedter Kulturverein, KulturWerk und Bürgerverein in den schuleigenen Räumen unterstützen oder gar selbst ausrichten: Immer handeln sie damit doch auch, vielleicht ganz unbewusst, als Rahlstedter.

Und deshalb seien gerade auch ihnen, unseren Jugendlichen, die Beiträge dieses Heftes ans Herz gelegt, beispielsweise der Artikel über das Stellmoorer Tunneltal (das ohnehin oftmals Thema im Geografieunterricht ist), der Bericht über die Kleinbahn oder, ganz besonders, das, was man hier Neues über den „schrägen“ und unkonventionellen Rahlstedter Künstler Heinrich Steinhagen erfahren kann.

Wir Rahlstedter Schulen haben, zusammen mit anderen, die Daueraufgabe, den Jugendlichen Anreize zu geben, über den naheliegenden Tellerrand des Hier und Jetzt hinauszublicken in die vielfältige Geschichte unseres Ortes und aus der Herkunft Zukunft zu entwickeln; die „Jahrbücher“ sind dabei eine wertvolle Stütze. Aber auch die Politik könnte noch einiges tun, diese Prozesse zu fördern, z.B. dadurch, dass sie sich endlich ernsthaft um die Einrichtung eines Jugendtreffs im Rahlstedter Zentrum bemüht, damit unsere Jugendlichen nicht immer nur an Hamburg-City denken, wenn es um die sinnhafte Gestaltung ihrer Freizeit geht. Das kann ja nicht allein durch die segensreiche Arbeit der örtlichen Sportvereine, allen voran der AMTV, geschultert werden, und die Schulen könnten hierzu einige Unterstützung leisten.

Das vorliegende „Rahlstedter Jahrbuch für Geschichte und Kultur“ steht mit dieser Ausgabe wie immer gegen einen verstaubten Heimatbegriff und für den Versuch einer lokalen Selbstidentifikation in einer modernen und offenen Großstadtgesellschaft. Dafür wünsche ich den zahlreichen Textbeiträgen viele interessierte Leser – auch und gerade unter den Rahlstedter Jugendlichen.

Volker Wolter
Schulleiter am Gymnasium Rahlstedt

Vorwort

Liebe Leserinnen und Leser,

auch in diesem Jahr konnten wir Autoren für unser Rahlstedter Jahrbuch gewinnen, die mit ihren Beiträgen das besondere Interesse für unsere Region bekunden.

Vor 112 Jahren begann der Betrieb der Elektrischen Eisenbahn in Altrahlstedt nach Volksdorf. Nicht nur Meiendorfer, sondern auch Volksdorfer konnten sich seitdem einen längeren Fußmarsch ersparen, um nach Rahlstedt oder mit dem Fernzug nach Hamburg oder Richtung Lübeck zu gelangen. Der Eisenbahnfreund Matthias Bornemann zeigt die Geschichte der Elektrischen Eisenbahn auf.

Das für den Hamburger Osten so bedeutende Naturschutzgebiet Höltigbaum und das Stellmoorer Tunneltal dürfen in dieser Ausgabe auch nicht fehlen.

Unser langjähriger Autor Günther Bock stellt die berechtigte Frage „Neu-Rahlstedt – ein wendischer Rundling?“ und liefert dazu eine plausible Antwort.

Über den berühmten Steinmetz Friedrich Bursch, der sich häufig auch in Rahlstedt aufhielt, berichtet Claudia Lauschke in ihrem Beitrag.

Unsere Leserin Ingrid Lüdemann erzählt ihre Erlebnisse in Oldenfelde. Passend dazu veröffentlichen wir einige historische Aufnahmen des Rahlstedters Hans Petry aus unserem Archiv. Jörg Meyer und Michael Schulze schildern anschauliche Details über den Weddinger Weg und die Umbenennung dieser Straße.

Erhard Dohrendorf verfasst einen Beitrag über seine Bauernfamilie Dohrendorf, die vor fast 200 Jahren auf der Dänenheide sesshaft wurde. Eine packende Geschichte, ein zweiter Teil folgt in der nächsten Ausgabe.

Benedikt Scheper ist der Autor der schicksalhaften Lebensgeschichte des Künstlers Heinrich Steinhagen. Heute ist es unfassbar, dass nicht nur der größte Teil seiner Werke, sondern auch sein Schloss in Rahlstedt zerstört wurden. Eine Gedenktafel der Patriotischen Gesellschaft von 1765 vor der Kita am Großlohering 14 erinnert an Steinhagen und sein Künstlerhaus.

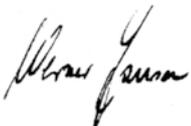
Matthias Habel stellt auf einem Rundgang einen Teil „seines“ Rahlstedter Friedhofs vor.

Einen humorvollen Beitrag liefert wieder einmal Günther Wilcken mit seinen plattdeutschen Erzählungen. Für die niederdeutsche Sprache – oder wie wir in Hamburg sagen für das Plattdeutsche – gibt es viele Freunde. Im September/Oktober finden die ersten Plattdeutschen Kulturtage im Nordosten Hamburgs – hauptsächlich in Volksdorf – statt.

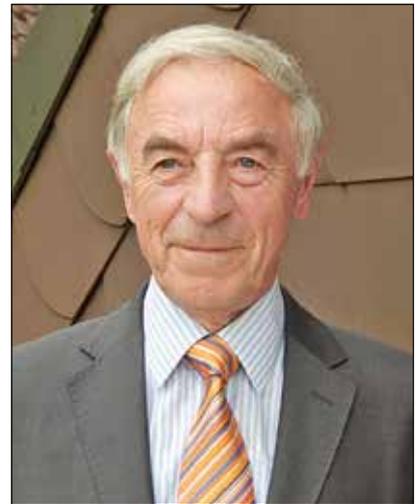
In diesem Jahr hat der Rahlstedter Kulturverein e.V. eine Gedenktafel am Helmut-Steidl-Platz aufgestellt. Die Tafel soll an den Unabhängigkeitskrieg der Schleswig-Holsteiner gegen Dänemark erinnern. Rahlstedt gehörte zu der Zeit zu Dänemark.

Bedanken möchte ich mich bei allen Autoren und den Mithelfern des Jahrbuchs. Den Druck der diesjährigen Ausgabe ermöglichte wiederum das Heimat Echo, wofür wir sehr dankbar sind.

Ich wünsche Ihnen eine anregende und spannende Lektüre.



Werner Jansen



Die Elektrische Kleinbahn Altrahlstedt – Volksdorf – Wohldorf



Abbildung 1:
Triebwagen der Elektrischen Eisenbahn

Geschichte

Die Hamburgischen Walddörfer Wohldorf, Ohlstedt, Volksdorf und andere hatten den Wunsch, eine regelmäßige Verkehrsverbindung nach Hamburg zu bekommen. Seit den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts bemühten sich einige Unternehmer, Pferdeomnibuslinien einzurichten, jedoch ohne dauerhaften Erfolg. Die einzig zuverlässige Verbindung nach Hamburg war die Lübeck-Büchener Eisenbahn, die seit 1865 auch in Altrahlstedt hielt. Es gab eine Bedarfshaltestelle, aber noch keinen Bahnhof.

Im Oktober 1898 bewarb sich die Firma Gebrüder Körting aus Körtingsdorf bei Hannover um eine Konzession für eine elektrische Bahn von Altrahlstedt nach Volksdorf. Die Firma Körting versorgte ohnehin das damals preußische Rahlstedt mit Strom und überlegte, ihr Geschäftsfeld durch die Errichtung einer eigenen Bahn zu erweitern. Später wurde die Firma Körting durch die Produktion von Radio- und Fernsehapparaten, aber auch Kühlaggregaten bekannt und besteht noch heute. Die Konzession wurde von den Ländern Hamburg und Preußen in den Jahren 1901 und 1903 erteilt, da



Abbildung 2:
Am Bahnhof Altrahlstedt



Abbildung 5:
Meiendorf, Chaussee (heute Meiendorfer Straße), Gaststätte Offen



Abbildung 6:
Gedenkstein Haltestelle Volksdorfer Wald



Abbildung 7:
Rampe Oldenfelde 1934

wurde das Kapital der Kleinbahn erhöht; Hauptanteilseigner waren jetzt die Stadt Hamburg, die Hamburger Hochbahn und die Hamburger Elektrizitätswerke. Die Firma Körting schied als Gesellschafter aus und ab 1924 übernahm die Hochbahn die Anteile der Stadt Hamburg und den Betrieb. Der reguläre Personenverkehr zwischen Volksdorf und Ohlstedt wurde im März 1925 eingestellt, es gab nur noch Entlastungs-Sonderzüge an Feiertagen. 1933 ging die Kleinbahn von der Hochbahn an die Stadt Hamburg über, kurz darauf, am 1. Mai 1934, wurde auch der Güterverkehr eingestellt. Die Strecke von Altrahlstedt bis nach Ohlstedt wurde in den Jahren 1934 und 1935 abgebaut, auch die Güterbahn nach Oldenfelde. Der Restverkehr Ohlstedt-Wohldorf (nur ca. 1,2 km Strecke) wurde hingegen von der Hochbahn als Betriebsführerin noch bis 1961 weitergeführt.

Natürlich war der Fahrzeugpark jetzt viel zu groß, so dass von den Fahrzeugen der Kleinbahn im Laufe der Jahre alle bis auf einen Triebwagen verkauft oder verschrottet wurden. Hingegen wurden drei Hochbahn-Straßenbahnwagen umgebaut und auf der Strecke Ohlstedt-Wohldorf eingesetzt. 1958 wurde von Pascal Horst Lehne der „Kleinbahn-Verein Wohldorf“ gegründet, der Sonderfahrten mit dem letzten alten Triebwagen organisierte und eigentlich vorhatte, die Reststrecke als Museumsbahn weiterzuführen. Hierfür gab es in der Hamburger Politik aber keine Mehrheiten und so wurde, nachdem der reguläre Betrieb bereits am 29.01.1961 geendet hatte, auch der letzte Streckenrest im Jahre 1965 abgebaut.

Streckenverlauf in Rahlstedt:

Die Kleinbahnstrecke begann am westlichen Ende des Bahnhofes Rahlstedt (früher: Altrahlstedt), dort, wo sich jetzt das neu gestaltete Busterminal für die Linien 24, 275 und 168 befindet. Es gab dort auch Gütergleise und Übergabegleise zur Lübeck-Büchener-Eisenbahn, die bis 1937 die Strecke Hamburg-Lübeck betrieb.

Die Ausgangshaltestelle war in der Parallelstraße (heute: Doberaner Weg) vor der Gaststätte Paul Stoffers, dann führte die Strecke auf der linken (westlichen) Seite der Oldenfelder Bahnhofstraße (heute: Oldenfelder Straße) nach Norden. In der Oldenfelder Bahnhofstraße lagen die Haltestellen Farmsener Weg und Oldenfelde, Schule. Dann bog die Strecke in die Meiendorfer Straße ein. Dort wurden die Haltestellen Meiendorf Aue, Meiendorf Lorenz, Meiendorf Eggers und Meiendorf Soetebier (alle nach dortigen Gaststätten benannt) passiert, bevor kurz nach der Haltestelle „Ahrensburger Chaussee“ die Meiendorfer Straße in einer Linkskurve verlassen und (parallel und etwas nördlich zum heutigen Spitzbergenweg) die Meiendorfer Feldmark durchquert wurde. Eine gleichnamige Haltestelle gab es etwa auf Höhe der heutigen Kreuzung mit dem Nordlandweg. Kurz danach verließ die Bahn

Preußen und befuhr Hamburger Gebiet. Die Haltestelle „Volksdorfer Wald“ lag damals schon in Hamburg, heute ist hier die Grenze zwischen Rahlstedt (Meiendorf) und Volksdorf.

Die Güterstrecke nach Oldenfelde begann auf Hamburger Gebiet mit einer Ausweiche mitten auf der Farmsener Landstraße in der Kurve bei der Försterei, in unmittelbarer Nähe der Unterführung der Kleinbahn unter der Hochbahn im Volksdorfer Wald (die Brücke existiert noch heute). Sie führte dann immer parallel zur Hochbahn an den Bahnhöfen Meiendorfer Weg und Berne vorbei bis zur Güterrampe Oldenfelde (etwa bei der Straßenbrücke Bekassinenu).

Was ist heute noch von der Kleinbahn zu sehen?

Auf Rahlstedter Gebiet ist leider fast nichts von der Kleinbahn übrig geblieben. Die beiden festen Bahnhofsgebäude der Kleinbahn waren in Volksdorf (Gebäude angrenzend an das heutige Koralle-Kino am Marktplatz Kattjahren) und Wohldorf (Schleusenredder 10) und existieren noch heute. Die Güterrampe Oldenfelde hingegen ist neben der Hochbahnstrecke noch in langsam zerfallenden Rudimenten zu erkennen. Möglicherweise verschwinden diese Überbleibsel auch beim Bau der geplanten U-Bahn-Haltestelle Oldenfelde, die in etwa dort entstehen soll, wo die Güterrampe war.

Immerhin sind auf der alten Kleinbahntrasse vor einigen Jahren Gedenksteine mit entsprechend eingravierten Zeichnungen aufgestellt worden; einer davon befindet sich im Volksdorfer Wald in der Nähe der gleichnamigen ehemaligen Haltestelle, beim heutigen Kletterpark am Meiendorfer Weg.

Ein großer Teil der Kleinbahntrasse ist mittlerweile Fuß- und Radweg geworden. Im ehemaligen Güterabfertigungsgebäude des Bahnhofs Wohldorf befindet sich das Kleinbahnmuseum des Kleinbahn-Vereins – jetzt vom Verein Verkehrsamateure und Museumsbahn e. V. (VVM) betrieben, das Sonntag Nachmittag geöffnet hat. Darin ist u.a. eine betriebsfähige Modellbahn der Kleinbahn zu sehen. Vor dem Museum steht einer der von der Hochbahn zur Kleinbahn umgesetzten Straßenbahntriebwagen. Des Weiteren gibt es im Alstertal-Museum im Torhaus Wellingsbüttel einen Raum mit Exponaten der Kleinbahn.

Gottlob haben auch zwei Fahrzeuge der Kleinbahn überlebt, die jetzt dem Hamburg-Museum gehören und nach wechselvoller Geschichte in gut aufgearbeitetem Zustand einen Platz im „Lokschuppen Aumühle“ des Vereins VVM gefunden haben. Hier im Sachsenwald kann man



Abbildung 8:
Brücke an der Försterei mit Pferdewagen 1925



Abbildung 9:
Brücke an der Försterei mit Kleinbahn 1934



Abbildung 10:
Brücke an der Försterei heute

die Fahrzeuge (ein Triebwagen und ein Doppelstockanhänger) betreten und sich vorstellen, wie es wohl war, an einem schönen Sommerabend im luftigen Oberdeck des Anhängers durch den Volksdorfer Wald zu fahren.

Empfehlenswerte Homepages

www.vvm-museumsbahn.de

www.alsterverein.de

Quellen

Pascal Horst Lehne: Die Elektrische Kleinbahn Altrahlstedt-Volksdorf-Wohldorf, Hamburg 1978

Heinz Waldschläger/Pascal Horst Lehne: Einst mit der Kleinbahn in die Walddörfer, Hamburg 1989

Lutz Achilles/Harald Elsner/Dirk Oetzmann: Die Elektrische Kleinbahn Altrahlstedt-Volksdorf-Wohldorf und ihre Nachfolger (VVM-Reihe Nr. 24), Hamburg 2004

Dieter Höltge/Michael Kochems: Straßen- und Stadtbahnen in Deutschland, Band 11: Hamburg. Freiburg 2008

Fotoquellen: Archiv Rahlstedter Kulturverein e. V. / Kleinbahn-Museum Wohldorf / privat

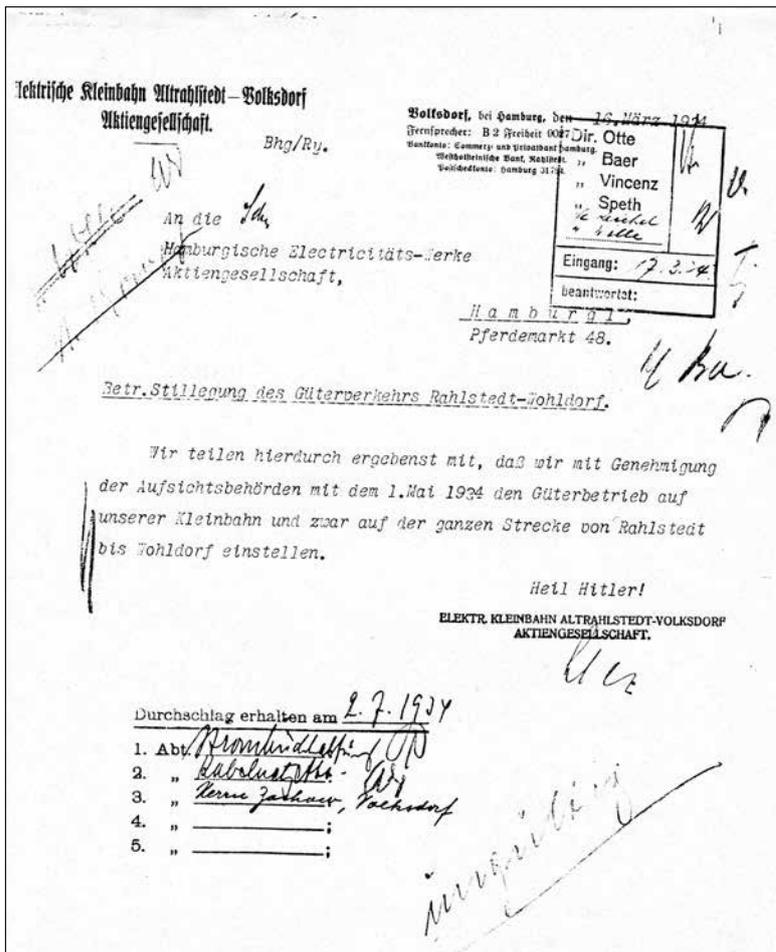


Abbildung 11:
Dokument zur Stilllegung des Güterverkehrs 1934

Carsten Timmermann,
Immobilien­spezialist
Rahlstedt-Berne



„Ich will es schaffen, dass mehr
Hamburger besitzen statt mieten.“

meine-bank-heisst-carsten.de

 **Haspa**
Hamburger Sparkasse

Das Naturschutzgebiet Stellmoorer Tunneltal

Die einzigartige Landschaft des Naturschutzgebietes hat neben der Bedeutung für Geologen und Archäologen einen besonderen Reiz für alle Naturliebhaber.

Die Gletscher der letzten Vereisung, der Weichsel-Kaltzeit, erreichten von Skandinavien kommend vor etwa 20.000 Jahren die maximale Ausdehnung und gelangten bis in den Bereich des nördlichen Hamburgs. Eine Gletscherzunge schob sich fast bis in das Zentrum des heutigen Rahlstedts vor. Die



Abbildung 1:
Nachwuchs am "Haus der Wilden Weiden"

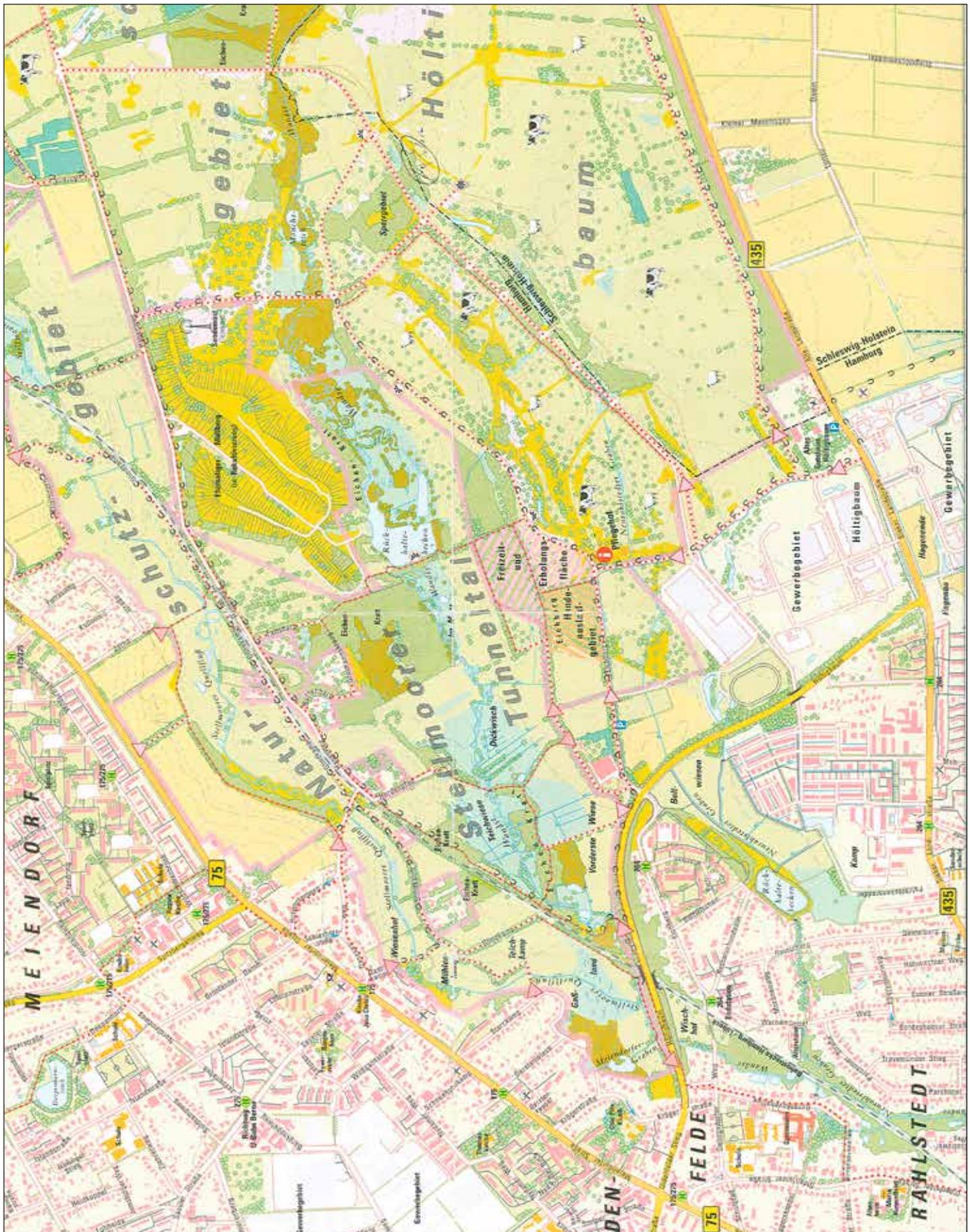


Abbildung 2:
Feuchtwiese am Eichberg

Landschaft war schon frühzeitig Lebensraum für Menschen. Bestätigt wurde dieses durch Funde von Alfred Rust. Durch seine Grabung 1933/34 konnte er das Vorkommen späteiszeitlicher Rentierjäger vor 12.000 Jahren im Gebiet des Stellmoorer Tunneltals nachweisen, das damit weltweit bekannt wurde.

Das Tunneltal entstand durch Schmelzwasser, das an der Sohle des Gletschers in Tunneln unter dem Eis abfloss. Es ist 7 km lang und zwischen 60 und 600 m breit. Charakteristisch für ein Tunneltal sind die wechselnde Breite, die in Nord-Süd-Richtung verlaufenden Hügel (Drumlins) im Talboden und fehlende Gleithänge, die sich normalerweise bei einem mäandrierenden Fluss bilden. 1978 entstand bereits das auf Hamburger Gebiet liegende Naturschutzgebiet, das 202 Hektar groß ist und von Stellmoorer Quellfluss und Wandse durchflossen wird. 1982 folgte Schleswig-Holstein für seinen im Nordosten angrenzenden Teil mit der Schaffung des Naturschutzgebietes Ahrensburger Tunneltal.

Machen wir nun einen Rundgang vom Parkplatz Eichberg aus. Dort befindet sich ein größerer Findling aus Skandinavien, ein Überbleibsel aus der letzten Eiszeit. Auf der vor uns liegenden Wiesenfläche weiden Galloway-Rinder. In der Mitte und westlich der Weide blühen im Sommer auf etwas feuchterem Boden Blutweiderich, Klappertopf und Sumpfdotterblumen. An älteren Kopfweiden vorbei gelangen wir in den Wald zur Wandse und zu einem Wallberg. Dieses im Hamburger Raum einmalige Naturdenkmal entstand durch Schmelzwasser am Tunnelgrund. Der Schmelzwasserstrom wurde von Erosionswalzen begleitet, die sich tief in den Untergrund einschneiden. Nach dem Abschmelzen der Glet-



Karte 1:
Stellmoorer Tunneltal



Abbildung 3:
Kammolch



Abbildung 4:
Breitblättriges Knabenkraut



Abbildung 5:
Rückhaltebecken der Wandse

scher blieb der Damm, bestehend aus Sand und Kies, zurück. Unterhalb des Berges bieten die Feuchtwiesen Lebensraum für Pflanzen und Schmetterlinge. Das seltene (und unter Schutz stehende) Knabenkraut kommt hier vor. Unterhalb des Osers (Wallberg) ist ein Teich erweitert worden.

Viele Libellenarten sind hier zu beobachten. Der Kammolch hat hier ebenso sein Revier. Der Kiebitz brütet auf der Wiese, allerdings sind die Kiebitzbestände stark rückläufig. 2014 gab es leider keine Brut. Ab Juni kann man mitunter den schnarrenden Laut des Wachtelkönigs stundenlang von den Wiesen hören.

Am Hagenweg entlang der neuen Eisenbahnbrücke bis zum Fattsberg hört man im Sommer die Nachtigallen singen. Die Nachtigall ist wieder ein regelmäßiger Brutvogel im gesamten Gebiet. Mitglieder der NABU-Gruppe Rahlstedt haben in diesem südöstlichen Bereich des Stellmoorer Tunneltals 32 Singvögel mit bis zu zwölf Brutrevieren pro Art kartiert, wobei bekannte Arten wie Blaumeise, Amsel, Star usw. nicht mitgezählt wurden. Häufigste Arten sind Zilpzalp, Mönchsgrasmücke und Rotkehlchen.

Auf dem Weg durch den Krattwald kann man im Frühjahr mit etwas Glück den Buntsprecht beim Füttern der Jungen beobachten. Der Eichenkrattwald ist ein früherer Nutzwald, bei dem alle 10 bis 20 Jahre die Bäume gekappt wurden, um Brennholz und Gerberlohe aus den Baumrinden zu gewinnen. Der Wald ist heute Lebensraum für Spechte, Fledermäuse, Habichte, Sperber, Mäusebussard und zahlreiche Singvogelarten. Im Frühjahr blühen Tausende von Buschwindröschen und Maiglöckchen. Mit etwas Glück kann man am Weg Ringelnattern finden.

Auf der linken Seite des Weges befindet sich hinter dem Zaun die ehemalige Mülldeponie Höltigbaum. Die Deponie ist seit 1982 stillgelegt.

Am Rückhaltebecken sind verschiedene Entenarten wie u.a. Reiherente, Schnatterente, Bläsrallen zu sehen. Das Brutgebiet ist allerdings stark gefährdet wegen anhaltender Störungen durch Angler und badende Hunde. Der Rothalstaucher hat hier vor einigen Jahren regelmäßig gebrütet, den Brutplatz dann aber aufgegeben. Der Eisvogel ist hier häufig zu beobachten. Graureiher und Kormorane finden Fischnahrung. Im Schilfgebiet brüten Rohrammer, Teich- und Sumpfrohrsänger.

Jenseits des Stauteichs erstreckt sich ein weiter Trockenrasen, eine savannenartige Landschaft.

Im Sommer leuchten der gelb blühende Färberginster und der Englische Ginster.

Die reichhaltige und botanisch interessante Prärie wird seit vielen Jahren von der NABU-Gruppe Rahlstedt entkusselt und von aufwachsenden Birken, Weiden, Brombeeren usw. freigehalten. Die Rinder sollen durch Verbiss die Ausbreitung der Bäume und Büsche verhindern. Ohne menschlichen Eingriff lässt es sich jedoch nicht bewerkstelligen.

Der für das Gebiet charakteristische Neuntöter nutzt besonders die Weißdornbüsche. Dort sitzt er oben auf dem Busch und sucht nach Beute, bevorzugt größere Insekten.

Im kleinen Teich vorn am Rand der Fläche fangen je nach Witterung im März Moorfrösche mit der Balz an. Die Männchen färben sich auffallend blau. Wie in mehreren anderen Teichen kommt hier der streng geschützte Kammmolch vor. Über 30 Libellenarten sind im Gebiet festgestellt worden, darunter die Große Königslibelle, Herbst-Mosaikjungfer, Große Moosjungfer, Kleine Pechlibelle und drei Binsenjungferarten. Ein reichliches Schmetterlingsvorkommen gibt es im Gesamtgebiet wie zum Beispiel der stark gefährdete Braune Feuerfalter, Großer Schillerfalter, Hauhechelbläuling, C-Falter, Schachbrett, Perlmutterfalter. Häufiger zu beobachten sind Tagpfauenauge, Admiral, Aurorafalter, Ochsenauge, Landkärtchen, Kleiner Fuchs, um nur einige zu nennen.



Abbildung 6:
Kleiner Fuchs im April



Abbildung 7:
Großer Schillerfalter



Abbildung 8:
Tagpfauenauge

Neu-Rahlstedt – ein „wendischer Rundling“?

In dem vor einigen Jahren vom Rahlstedter Kulturverein e. V. herausgegebenen Faltblatt „Historisches Rahlstedt – Rundweg Nr 2 Neu-Rahlstedt“ liest man: „Der Neu-Rahlstedter Dorfkern [...] ist in der Hufeisenform eines wendischen Rundlings auf Hamburger Gebiet einzigartig.“ Nähere Erklärungen sucht man dort allerdings vergebens.

Dass es sich bei diesem unter Milieuschutz stehenden Ensembles um ein historisches Phänomen handelt, bleibt unbestritten. Dennoch stellt sich die Frage, welchen historischen Kräften und Zeiten es seine Entstehung verdankt und was mit einem „wendischen Rundling“ gemeint ist. Waren hierfür tatsächlich „Wenden“ verantwortlich? So diffamierten vor allem völkische Kreise früherer Zeiten die Träger slawischer Kultur und Sprache.

Die Erforschung historischer Siedlungsformen nahm im Stormarner Raum bislang einen nachgeordneten Stellenwert ein. Zwar widmete sich die sogenannte „Heimatforschung“ vielfach dem Thema, doch geschah dies oft unter zeitbedingten Prämissen, die heutigen wissenschaftlichen Ansprüchen nicht genügen. Als einzige den größten Teil des Stormarner Raumes behandelnde Arbeit gilt H. G. Steffens' 1957 abgeschlossene Dissertation.¹ Diese ungedruckte Untersuchung basiert auf Vorgaben, die methodisch längst überholt sind.² Immerhin liegen über den benachbarten Kreis Herzogtum Lauenburg zwei Untersuchungen vor, die seinerzeit neue wissenschaftliche Wege beschritten. W. Pranges historische Dissertation von 1957, die 1960 im Druck erschien, gab zahlreiche methodische Anregungen.³ Als geographische Dissertation erschien 1984 eine Untersuchung von W. Budesheim,⁴ die einige von W. Pranges Ergebnissen einer Kritik unterzog, ohne jedoch in allen Punkten überzeugen zu können.

Zur neueren Forschung

Für die Siedlungsform früherer Phasen der Geschichte eines Ortes bilden die ältesten erhaltenen Karten den unverzichtbaren Ausgangspunkt. Den dort dokumentierten Siedlungsstand setzte die ältere Forschung nicht selten mit den Zeiten des Mittelalters oder gar mit der historisch nicht dokumentierten Gründungssituation gleich. Dieser Sichtweise folgte beispielsweise H.-G. Steffens. Da der Autor für die dazwischen liegenden mehreren Jahrhunderte von einer linearen Entwicklung – faktisch einer Stagnation – ausging, wurden diese Zeiten weitgehend ausgeklammert. Seit W. Abel die Wüstungsphase des ausgehenden Mittelalters mit ihren massiven Verlusten thematisierte,⁵ verbot sich jedoch diese Sichtweise. In Schleswig-Holstein bezog erst W. Prange die gesamte dokumentierte Zeit der von ihm untersuchten lauenburgischen Dörfer ein, womit er die Dynamik derartiger Be- und der Entsiedlungsprozesse verdeutlichte.

Doch lässt sich methodisch nicht weiter zurückkommen, als Schriftquellen zum betreffenden Siedlungsplatz vorliegen. Neben der Gesamtzahl der im Dorf bestehenden Höfe und deren Schwankungen sind übergeordnete Prozesse einzubeziehen, einschließlich allgemeiner Populationsschwankun-

gen. Generell lässt sich nördlich der Elbe von der ersten Jahrtausendwende bis um 1300 von einem starken Anstieg der Bevölkerung ausgehen. Mit der Hungersnot der Jahre 1313 bis 1317 setzte eine rückläufige Entwicklung ein. Als Folge der Pest soll im Sommer 1350 in wenigen Monaten die Bevölkerung um ein Drittel gesunken sein, wobei starke regionale Schwankungen in Rechnung zu stellen sind. Weitere starke Verluste sind um 1410 zu konstatieren. Erst nach der Mitte des 15. Jahrhunderts setzte wieder eine Zunahme der ländlichen Bevölkerung ein. Allerdings ist das Wissen um diese Vorgänge immer noch lückenhaft.⁶ Generell gilt, dass alle Siedlungsvorgänge nur im übergeordneten Kontext vergleichend untersucht werden können.

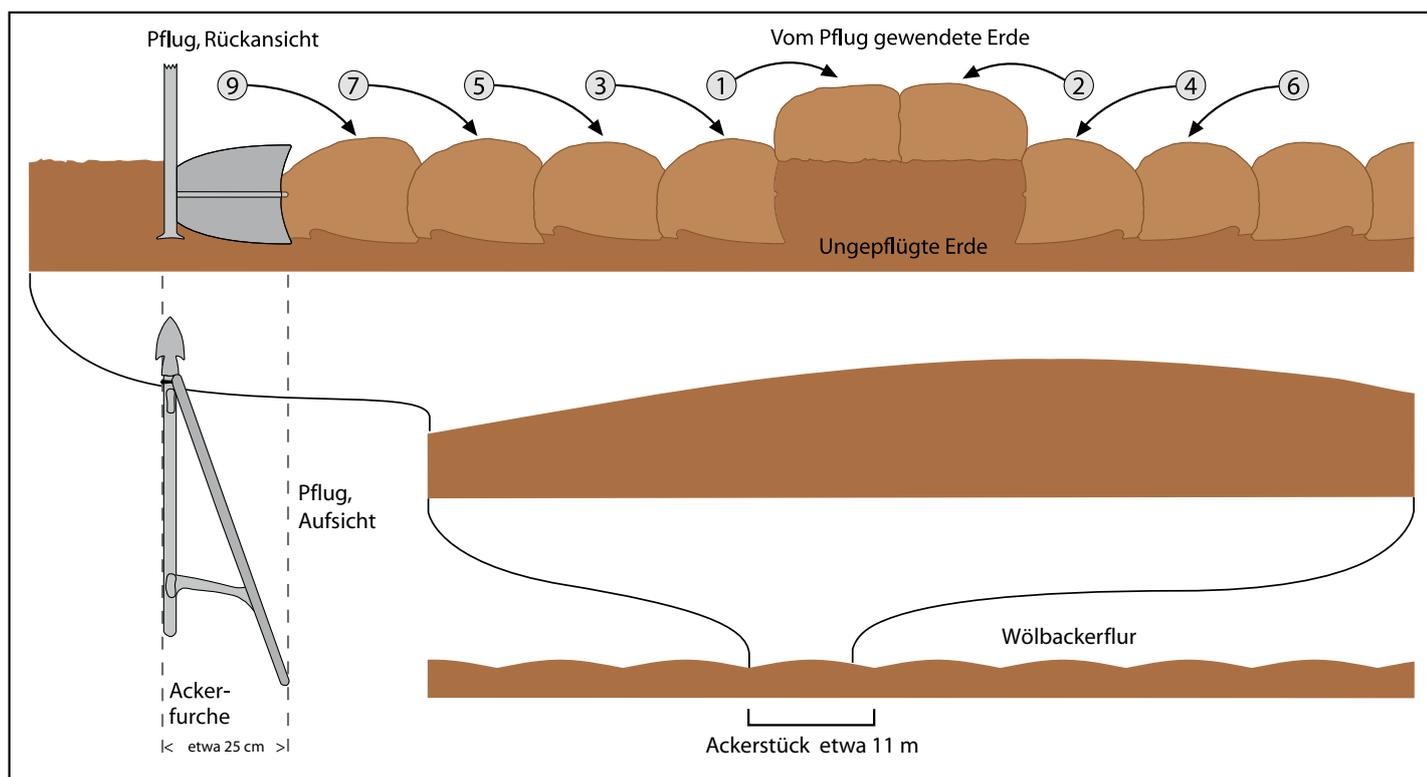
Das Dorf

Das historische Bild des Dorfes wird stark durch die quellenmäßig gut belegte Neuzeit bestimmt, als es genossenschaftlich von agrarischen Produzenten geprägt ist. Doch nicht jeder Einwohner war an der von den großen Hofbesitzern dominierten Dorfgemeinschaft beteiligt. Im nördlichen Deutschland bestimmten die Hufner das Dorf, meist im Zusammenwirken mit Teilhufnern. Kätner und Bödner als kleinere Stellen und vor allem Einlieger blieben ihnen deutlich nachgeordnet. Diese institutionelle Dorfgemeinde bildete sich vollends erst während der spätmittelalterlichen Krise heraus.

Die vorausgegangenen Zeiten waren hier in Sachsen wie nahezu überall im Reich von Villikationen geprägt.⁷ Diesen Fronhöfen als multifunktionalen herrschaftlichen Zentren waren kleine Weiler mit abhängigen Bauern und Handwerkern zugeordnet. Lassen sich diese Hofwirtschaften günstigenfalls über mehrere Jahrhunderte in den Quellen verfolgen, so blieben die zugeordneten Siedlungen, Einzelhöfe oder kleine Hofgruppen, fallweise Standortwechseln unterworfen.

Den Villikationen folgten agrarisch geprägte Siedlungen. Dieser tiefgreifende Prozess der „Verdorfung“ ging der Städtegründungswelle des Hochmittelalters voraus. Die Bildung der Dörfer ging mit dem zunehmenden Anbau von Getreide einher, der als „Vergetreidung“ die Diversität früherer Anbau-

Abbildung 1:
Die Entstehung eines Wölbackers
durch wiederholtes gegenläufiges
Pflügen eines Ackerstückes (Entwurf
und Zeichnung G. Bock)



früchte ablöste. Der Getreidebau wiederum bedingte den Einsatz des Wendepflugs, der seinerseits die Herausbildung als Wölbäcker bewirtschafteter Langfluren und die Entstehung von Rotations- und Fruchtfolgesystemen zur Folge hatte, mit denen man den Negativfolgen zunehmender Monokulturen begegnete. Reste eines Wölbäckers sind nördlich der Loher Mühle neben dem Bahndamm im Gelände erhalten.⁸ Ein Wölbäcker entstand durch wiederholtes gegenläufiges Pflügen, wodurch die Erde sich in der Mitte des langgestreckten Ackerbeets, dem Stück, zunehmend sammelte (vgl. Abb. 1).

Die älteren Flurformen, sogenannte „celtic fields“, unregelmäßig geformte kleine Flächen, verschwanden aufgrund der nahezu flächendeckend bewirtschafteten Wölbäcker völlig.⁹ Auch die Ablösung kleinerer Häuser in Pfostenbauweise zugunsten großer Ständerbauten auf Steinfundamenten dürfte mit diesen Umwälzungen im Zusammenhang stehen. Der eigentliche Grund der Vergetreidung aber lag in den Interessen der Herren, die an dem langfristig lagerfähigen, genau zu bemessenden und über weite Strecke transportierbarem Getreide interessiert waren. Auf diesem Wege konnten Herren ihre Herrschaft ausbauen.

Diese komplexen Veränderungen zogen sich über längere Zeiträume hin. In einigen Landschaften erfolgte die Umstellung früher als in anderen. Indizien für den Fortgang dieses Prozesses bieten Hinweise auf bestehende Villikationen – die nur selten so genannt wurden –, auf die Existenz bäuerlicher Hufen als Ausdruck von Grundherrschaften oder auf die Praktizierung des Fruchtwechsels. Letzter lässt sich in den Schriftquellen durch bebaute und unbebaute Äcker erkennen. Hufen hingegen sind Ausdruck grundherrschaftlicher Bindungen. Man braucht dabei keine „Hufenverfassung“ vorauszusetzen.¹⁰

Festzuhalten bleibt, dass der Hamburger Erzbischof Adalbero um 1140 in Stormarn über mehrere Villikationen verfügte. Neben Höfen in den Kirchdörfern Eppendorf, Rellingen und Barmstedt besaß er den westlich von Hamburg gelegenen Hof Borstel (*Borstel ante civitatum [...] curia nostra Burstolde*).¹¹ 1267 wird nur noch vom Borsteler Feld (*super campum Borstelde ante civitatem Hamburg*) berichtet, dem heutigen Heiligen-Geist-Feld.¹² Die Ländereien wurden an Hamburger Bürger veräußert, der Hof verschwand. 1344 verkaufte das Hospital zum Heiligen Geist Einkünfte, darunter *zwei Hufen beim Hof Borstel (duos mansos sitos prope curtium Burstolde)*.¹³ Die Ländereien waren jetzt nach Hufen vermessen, was exemplarisch für die Auflösung von Villikationen steht.

Eine weitere Villikation gab es in Kirchsteinbek. Prange gelang es, Umfang und Lage des einstigen Hoflandes zu erschließen, ohne aber dessen hohes Alter zu erkennen. Es handelt sich um einen bereits in den 1060er Jahren vorhandenen Besitz der Stormarner Overbodenfamilie, die damals wohl bereits das Patronat der Kirchsteinbeker Kirche innehatte.¹⁴ Auf die Behandlung weiterer Villikationen im Stormarner Altsiedelland sei an dieser Stelle verzichtet.¹⁵

Für diverse frühe Hufendörfer in Stormarn lässt sich ein Ortsbild erkennen, das dem Neu-Rahlstedter gleicht. Dies gilt für Ahrensfelde, Hinschenfelde, Jenfeld,¹⁶ Klein Hansdorf, Öjendorf,¹⁷ Volksdorf oder Woldenhorn, die alle im Mittelalter nur wenige Bauernstellen aufwiesen. Später entstanden große Siedlungen, die als Straßendörfer (Bünningstedt oder Nienwohld), große Rundplatzdörfer (Braak, Elmenhorst, Stapelfeld oder Stellau) und planmäßig als Angerdörfer (Bargtheide und später Eichede oder Siek) angelegt wurden.



- Slawische Burg
- Sitz der Billunger
- Sächsische Burg
- Burg, Besitzer unbekannt
- Sonstiger Ort
- ◆ Villikation der Oldenburger Bischöfe
- Grenze des Erzbistums Hamburg um 1170
- Ostgrenze geschlossener Stormarner Siedlungen um 1140
- Ungefähre Ausdehnung vormaliger Grenzwälder
- ? ↘ Bischofssitz; vakant
- + Kapitel, Stift, Kloster
- + Kirche (Auswahl)
- Überregionale Verbindung
- Regionale Verbindung
- ◆ Villikation sächsischer Herren
- ◆ Sonstige Villikation

Karte 1:
Herrschaft und Villikationen nördlich der Elbe, spätes 10. bis 12. Jahrhundert (Entwurf und Zeichnung G. Bock)

Slawische Besiedlung nördlich der Elbe

Auch in den Siedlungsgebieten der Slawen – der angeblichen „Wenden“ – in Wagrien (dem heute fälschlich „Ostholstein“ genannten Landstrich) und Polabien (dem Kern des heutigen Kreises Herzogtum Lauenburg) gab es diverse Villikationen. Für die Zeit des Oldenburger Bischofs Wago (um 973 – um 983) berichtet Helmold von Bosau über bischöfliche Höfe zu Bosau und Warder (*curtes duas nobiles [...] unam in villa publica quae dicitur Buzu, alteram super fluvium Trabenam in loco qui dicitur Nezenna*). Für die Amtszeit Bischof Bennos (Bernhard; 1014–1023) nannte der um 1170 schreibende Chronist zusätzlich die Höfe Dassow, Müritz und Questin (*Illa vero praedia [...] ut est Derithsewe, Morize, Cuzin cum attinentiis suis*).¹⁸

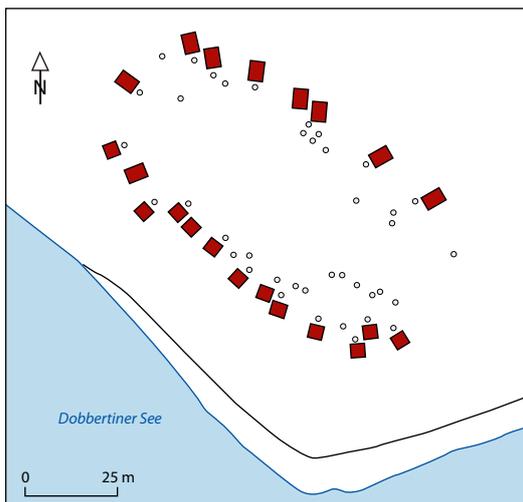
Die 1263 und 1282 im südlich von Lübeck gelegene *villicatio* Büssau¹⁹ meint die ursprünglich drei Dörfer umfassenden Enklave Graf Adolfs II. von Schaumburg, die spätestens unter der Herrschaft des Abodritenkönigs Heinrich († 1127) entstand. 1197 bestand Büssau aus den Dörfern Genin, Büssau und Lancowe (*uillam uidelicet Gynin, Bossowe, Lancowe, cum decimis et omnibus suis attinentiis*),²⁰ nachdem die Villikation bereits aufgelöst war. Vor 1326 waren im Bereich der einstigen Villikation die Dörfer Ober- und Nieder-Büssau, Genin, Hansfelde und Hamberge entstanden.²¹

Bei Alt Lübeck gab es mit Neuvorwerk eine weitere *villicatio*. Dem 1226 von Kaiser Friedrich II. erteilten Privileg zufolge erstreckte sich das Lübecker Weichbild auch über dieses *siccum allodium*. Beim Verkauf 1250 von den Holsteiner Grafen Johann I. und Gerhard I. an die Stadt Lübeck wird es als Dorf bezeichnet (*villa Drogen Vorwerke*). Dem 1262 aufgezeichneten Einkünfteverzeichnis zufolge bestand es aus 16 Hufen (*Villa Drogenvorewerke habet XVI mansos*);²² aus dem herrschaftlichen Vorwerk war ein im städtischen Besitz befindliches Dorf geworden. Für die Jahre 1316 bis 1338 wird es mit knapp 20 Hufen genannt (*Droghenvorwerk habet XX mansos minus II iugeribus*).²³ 1353 gab es dort sieben Höfe mit insgesamt 20 Hufen.²⁴

Ein weiteres *allodium* von lediglich fünf Hufen wurde 1230 in der Nähe von Dassow erwähnt,²⁵ wo mehr als zwei Jahrhunderte früher der Oldenburger Bischof eine Villikation hatte. Ähnlich dem Alt Lübecker Fürstensitz war auch der Burg Ratzeburg ein westlich der St. Georgsberger Kirche gelegenes Vorwerk zugeordnet.²⁶ Da die Slawenfürsten enge Verbindungen zu den benachbarten sächsischen Herren pflegten, ist es vorstellbar, dass diese Villikationen auf sächsische Einflüsse deuten und dass sie zumindest anfangs von sächsischen Spezialisten, den *villici*, betrieben wurden.

Allerdings lebte die große Mehrheit der slawischen Bevölkerung Wagriens, Polabiens und des Abodritenlandes zweifellos in kleinen Siedlungen, die aus wenigen Hofstellen bestanden, die überdies größtenteils den deutschen Hufen deutlich nachstanden. Insofern bildeten die Villikationen in den Slawenländern Besonderheiten, die allerdings durchaus eine gewisse Vorbildfunktion einnahmen. Eine solche kam auch den in Hufen angelegten nach Sachsenrecht funktionierenden Dörfern zu, wie sie sich zunehmend in den Übergangszonen im südlichen Lauenburg, an der oberen Bille und an der westlichen Trave zeigen.

Im südlichen Lauenburg ließ sich verschiedentlich die Verlegung von Dorfstellen beobachten, die durchweg mit der Umstellung der bisherigen von den Slawen betriebenen Feldgras- zur deutschrechtlichen Hufenwirtschaft einherging. Dies betrifft unter anderem Abbendorf, Basedow, Krüzen, Lüttau, Groß Pampau Talkau und Witzeze. Die wirtschaftliche Neuordnung erforderte nunmehr erheblich größere Hofstellen, die sich an den bisherigen



■ Hausstelle ○ Feuerstelle

Karte 2:
Die jungslawische Siedlung Devstorf, Altkreis Lübz, vermittelt eine Vorstellung vom Aussehen eines großen slawischen Dorfes. Die meisten ländlichen Siedlungen in den Slawenländern dürften aber deutlich weniger Höfe aufgewiesen haben (Zeichnung G. Bock; nach Herrmann: *Die Slawen*, S. 166).²⁷

Ortslagen aufgrund des geringen Platzes, den die Spornlagen zumeist boten, nicht realisieren ließ. Diese kleinen Dörfer mit geringen Hofflächen waren wie Devstorf auf die traditionell in den Slawenlanden betriebene Wirtschaftsweise ausgerichtet, nicht aber für die ertragreicheren und einen höheren Nutzviehbestand erforderlichen Hufen geeignet.

Verglichen mit den kleinen Hofstellen vermittelt Neu-Rahlstedt, dessen räumliche Struktur sich frühestens mit der Vermessungskarte des Jahres 1775 fassen lässt, ein völlig anderes Bild. Auch wenn es sich nicht näher belegen lässt, da hier nie archäologische Untersuchungen stattfanden, geht die Anordnung der Neu-Rahlstedter Höfe (vgl. Karte 3) zweifelsfrei auf deutschrechtliche Siedlungsaktivitäten des Hochmittelalters zurück.

Ein „slawischer Rundling“?

Vor diesem Hintergrund ist die Frage nach dem angeblich slawischen Rundling, den die Dorflage Neu-Rahlstedts dem eingangs angeführten Falblatt entsprechend repräsentiert haben soll, zu beantworten.

„Slawisch“ und „deutsch“ stellen in den mittelalterlichen Quellen, zumindest soweit sie Besitz und Abgaben betreffen, weniger ethnische, als viel-



Karte 3:
Die großen Hofstellen des Dorfes Neu-Rahlstedt 1775 zeigen elementare Unterschiede zu slawischen Siedlungen wie Devstorf (Entwurf und Zeichnung G. Bock).

mehr juristische Zuordnungen dar. Eine *slavica villa*, ein „slawisches Dorf“, wie 1230 beispielsweise Wangelau, Grabow und Grove im südlichen Lauenburg, war also weniger von polabisch sprechenden Menschen bewohnt, als vielmehr von solchen, die nach slawischer Art den Landbau betrieben und entsprechend mit Abgaben belegt waren. Denn die Abgaben der Bauern waren es, an denen die Herren interessiert waren, die Sprache und Ethnizität ihrer Hintersassen interessierte sie nicht, solange sie sich nicht offen gegen den christlichen Glauben stellten.

Die nach slawischem Recht lebenden Menschen mussten den Slawenzins *kuriz* entrichten. 1158 belief sich der im Bistum Ratzeburg erhobene Slawenzins gemäß einer Urkunde Herzog Heinrichs des Löwen – bezogen auf den Haken, dem von den Slawen verwendeten Ackergerät,²⁸ respektive auf die Hausstelle – auf 3 Maß Roggen, 1 Schilling, 1 top (Bündel) Flachs und 1 Huhn (*Census autem Sclauorum per omnes terminos horum trium episcopatum erit de unco tres mesure siliginis, qui dicitur kvriz, solidus unus, toppus lini unus, pullus unus*).²⁹

Im slawischen wie auch im sächsischen Wirtschaftsraum lassen sich während des Hochmittelalters unterschiedlichste ländliche Siedlungsformen erkennen, jeweils mit Villikationen an der Spitze der Skala. Doch die bäuerlichen Siedlungen, von großen Hufenstellen geprägt auf sächsischer Seite, zeigen sich in den slawischen Siedlungsgebieten mit kleinen Hofstellen, die in kleinflächigen Siedlungen lagen. Runde Siedlungsformen gab es in beiden Siedlungsräumen, folglich sind sie als Unterscheidungskriterium ungeeignet.

Tatsächlich gibt es Siedlungsformen, die als typisch slawisch gelten. Doch nicht die Form war entscheidend, sondern vielmehr die geringe Größe der Hofstellen. Neu-Rahlstedt, wie es die früheste Vermessungskarte von 1775 zeigt, kann in keiner Weise als slawische Siedlungsform angesprochen werden. Auch erscheint damals die Lage der Höfe nicht in der ausgeprägten Hufeisenform späterer Zeiten. Hingegen passt Neu-Rahlstedt recht gut zu den Siedlungsbefunden anderer mittelalterlicher Dörfer des Stormarner Raumes. Mit einem „wendisch“ diskriminierten „Rundling“ hat Neu-Rahlstedt somit nichts zu tun; eine wie auch immer geartete slawische Siedlung hat es hier nie gegeben.

Die historische Besonderheit Neu-Rahlstedts markiert ein anderes Phänomen. Von 1288 bis zu den frühen Jahren des Dreißigjährigen Krieges im 17. Jahrhundert bestand das Dorf durchgehend aus sechs Hufenstellen, ohne die in allen anderen Dörfern belegten Höfeverluste.³⁰ Warum stellt man diese Besonderheit des Dorfes, die als Vorbedingung für die Anordnung der Höfe zu verstehen ist, nicht angemessen dar?

Anmerkungen

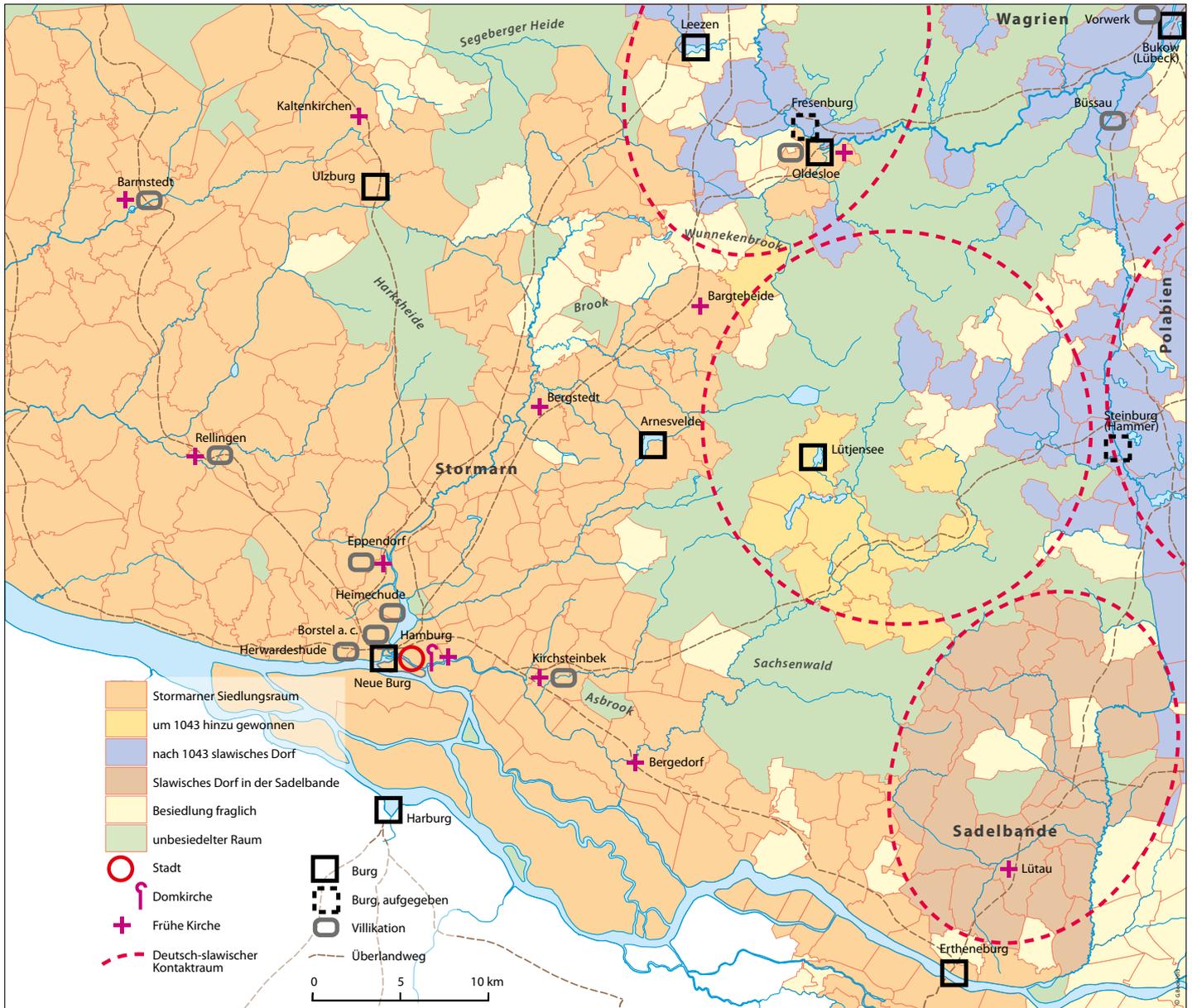
- ¹ Steffens, Heino Gerd: Siedlungsprobleme im spätmittelalterlichen Gau Stormarn, Hamburg 1957 (Typoscript). – Vgl. auch Ders.: Die Siedlungskontinuität im mittelalterlichen Gau Stormarn, in: *Archaeologia geographica* 7 (1958), S. 27–36.
- ² Kritisch äußerte sich Prange, Wolfgang: Holsteinische Flurkartenstudien. Dörfer und Wüstungen um Reinbek, Schleswig 1963 (Gottorfer Schriften 7), S. 35–37.
- ³ Prange, Wolfgang: Siedlungsgeschichte des Landes Lauenburg im Mittelalter, Neumünster 1960 (Quellen und Forschungen zur Geschichte Schleswig-Holsteins 41).
- ⁴ Budenheim, Werner: Die Entwicklung der mittelalterlichen Kulturlandschaft des heutigen Kreises Herzogtum Lauenburg unter besonderer Berücksichtigung der slawischen Besiedlung, Wiesbaden 1984 (Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg 74).
- ⁵ Abel, Wilhelm: Agrarkrisen und Agrarkonjunkturen in Mitteleuropa vom 13. bis zum 19. Jahrhundert, Berlin 1935. – Ders.: Die Wüstungen des ausgehenden Mittelalters, Stutt-

- gart 1955. – Ders.: Die Geschichte der deutschen Landwirtschaft vom frühen Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert. Deutsche Agrargeschichte Bd. II, Stuttgart 1962.
- ⁶ Vgl. zusammenfassend Bock, Günther: Zur Frage der Bevölkerungsentwicklung der Landschaft Stormarn während des Spätmittelalters, in: Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte (ZSHG) 124 (1999), S. 7–29.
- ⁷ Rösener, Werner: Art. Villikation, in: Lexikon des Mittelalters VIII, München 2002, Sp. 1694–95.
- ⁸ Bock, Günther: Wölbäcker – Ein Ausflug in die Agrargeschichte, in: Rahlstedter Jahrbuch 2002, S. 12–14.
- ⁹ Arnold, Volker: Schleswig-Holstein neu entdecken. Spuren der Erdgeschichte und Archäologie in Laserscandaten, Heide 2012, S. 7–10.
- ¹⁰ Prange, Wolfgang: Flur und Hufe in Holstein am Rande des Altsiedellandes, in: ZSHG 101 (1976), S. 9–71, hier, S. 62–64.
- ¹¹ Lappenberg, Johann Martin (Hrsg.): Hamburgisches Urkundenbuch (Hamb. UB). 1. Bd., Hamburg 1842 (ND 1907), Nr. 264.
- ¹² Hamb. UB 1, 716.
- ¹³ Schleswig-Holsteinische Regesten und Urkunden (SHRU), Bd. 4 hrsg. von V. Pauls, Kiel 1924, Nr. 180. Dem Hrsg. zufolge handelt es sich um Groß Borstel, was nicht zutrifft.
- ¹⁴ Prange: Flurkartenstudien, S. 26–29 und Karte 14. – Bock, Günther: Die Stormarner Overboden und der Beginn der mittelalterlichen Ostsiedlung, in: ZSHG 127 (2002), S. 35–74, hier S. 64–65.
- ¹⁵ Vgl. die Karte Bock, Günther: Die Untere Elbe. Hochmittelalterliche Grenzzone oder Kontaktraum?, in: Fischer, Norbert / Pelc, Ortwin (Hrsg.): Flüsse in Norddeutschland. Zu ihrer Geschichte vom Mittelalter bis in die Gegenwart, Neumünster 2013 (SGSW 50; Schriftenreihe des Landschaftsverbandes der Ehemaligen Herzogtümer Bremen und Verden 41), S. 271–303, hier S. 291.
- ¹⁶ Bock, Günther: Jenfeld – Örtliche Geschichte im Spiegel der Veröffentlichungen, in: Jb Rahlstedt 2003, S. 72–75. – Ders.: Wüstungen in Stormarn. Tl 1. Wüstungen in den Kirchspielen Kirchsteinbek und Alt Rahlstedt. In: Jb Stormarn 2014, S. 6–35, hier S. 18–19.
- ¹⁷ Bock, Günther: Wüstungen in Stormarn. Tl 2: Wüstungen in den Kirchspielen Eppendorf und Hamburg St. Petri, St. Nikolai und St. Jakobi, in: Jb Stormarn 33/2015, Großhansdorf 2014, S. 6–31, hier S. 22–23.
- ¹⁸ Stoob, Heinz (Hrsg.): Helmold von Bosau. Slawenchronik, Darmstadt 51990, cap. 14, S. 76–77; cap. 18, S. 92–93.
- ¹⁹ Leverkus, Wilhelm (Hrsg.): Urkundenbuch des Bisthums Lübeck (UBBL), Oldenburg i. O. 1856, Bd. 1, Nr. 160, S. 164 (1263); Nr. 280 (1282).
- ²⁰ UBBL 1, 18 = SHRU 1, 203.
- ²¹ UBBL 1, 524.
- ²² Urkundenbuch der Stadt Lübeck (UBStL), Bd. 1, Lübeck 1843, Nr. 35 = SHRU 1, 442 (1226). – UBStL 1, 158 = SHRU 1, 742 (1250). – UBStL 1, 269, S. 250 (1262).
- ²³ UBStL 2, 1098, S. 1072.
- ²⁴ Dittmer, Georg Wilhelm: Das Hufen-Areal und die Hufen-Häuer in den theils zum Lübeckischen Staatsgebiete gehörigen, theils in Holstein belegenen Dörfern des St. Johannis-Klosters zu Lübeck, während des 16. und 17. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur deutschen Rechtsgeschichte, Lübeck 1856, S. 55.
- ²⁵ Wurms, Hans: Das Ratzeburger Zehntregister von 1230, Lateinisch-deutsch, in: Kaack, Hans-Georg / Wurms, Hans: Slawen und Deutsche im Lande Lauenburg, Ratzeburg 1983, S. 137–205, hier S. 172–173.
- ²⁶ Wurms: Ratzeburger Zehntregister, S. 154–155. – SHRU 1, 188.
- ²⁷ Herrmann, Joachim (Hrsg.), Die Slawen in Deutschland. Geschichte und Kultur der slawischen Stämme westlich von Oder und Neiße vom 6. bis 12. Jahrhundert, Berlin (Ost) 1985, S. 166.
- ²⁸ Schultz-Klinken, Karl-Rolf: Haken, Pflug und Ackerbau. Ackerbausysteme des Saatfurchen- und Saatbettbaues in urgeschichtlicher und geschichtlicher Zeit sowie ihr Einfluß

auf die Bodenentwicklung, in: Die Kunde NF 26/27, S. 5–68. – Hellmann, Manfred: Art. Haken, in: Lexikon des Mittelalters IV, München 2002, Spp. 1867–1868. – Hägermann, Dieter / Hedwig, Andreas: Art. Hufe, in: Lexikon des Mittelalters V, München 2002, Spp. 154–156.

²⁹ Hamb. UB 1, 215 = MUB 1, 65 = SHRU 1, 103. – Fritze, Wolfgang H.: Probleme der abodritischen Stammes- und Reichsverfassung und ihrer Entwicklung vom Stammesstaat zum Herrschaftsstaat, in: Ludat, Herbert (Hrsg.): Siedlung und Verfassung der Slawen zwischen Elbe, Saale und Oder, Gießen 1960, S. 141–219, hier S. 212–217.

³⁰ Vgl. Bock, Günther: Wüstungen in Stormarn. Tl 1. Wüstungen in den Kirchspielen Kirchsteinbek und Alt Rahlstedt. In: Jb Stormarn 2014, S. 6–35, hier S. 21–22.



Karte 4:

Siedlung und Herrschaft in Stormarn und Lauenburg, um 1043 bis um 1140.

Nicht eindeutige Abgrenzungen prägten die Siedlungslandschaften Nordelbiens im 11. und frühen 12. Jahrhundert, sondern vielmehr unterschiedlich ausgeprägte Übergangszonen und Kontaktträume. Die lassen sich nur bedingt gegeneinander abgrenzen. Da in diesen Zeiten die hier auftretenden Herren – die Herzöge von Sachsen, die Hamburger und die Ertheneburger Grafen sowie die Stormarner Präfekten (Overboden), wie auch die in Alt Lübeck residierenden Abodritenfürsten, eng verwandt waren, verbieten sich ohnehin alle auf Abgrenzungen gründenden Sichtweisen (Entwurf und Zeichnung G. Bock).

Architekturbüro Dipl.-Ing. Heinrich Meier

Gewerbe-, Industrie- und Wohnungsbau

Farenlandstieg 13 | 22159 Hamburg | Tel. 040 6440904 | Fax 040 6445797

HML

Wir bauen, mit dem Bauherren individuell geplant:

- Eigentumswohnungen
- Gewerbebauten
- Doppelhäuser
- Einfamilienhäuser

www.heinrich-meier-architekt.de
info@heinrich-meier-architekt.de



Albert Darboven – Botschafter für gutes Hören:

„Der Akustiker meines Vertrauens ist jetzt auch in Rahlstedt.“

Kaffee ist meine Leidenschaft, die HörPerle® eine wahre Freude. Weil mir höchste Qualität, modernste Hörsysteme und natürlich ausgezeichnete Beratung sehr am

Herzen liegen, vertraue ich auf **die hörmeister**.

Und auf die kleine, fast unsichtbare HörPerle®, kaum größer als eine Kaffeebohne. Sie werden begeistert sein!



Die HörPerle® – kleines Hörsystem im Ohr.
die hörmeister® – großer Service im Norden.

Jetzt 23x und auch in Ihrer Nähe: www.die-hoermeister.de

*Und das heben
klingt schön.*

die hörmeister GmbH in Rahlstedt

Helmut-Steidl-Platz 3–5 (Bahnhofsarkaden gegenüber Budnikowsky) **Tel. 040 / 66 90 45 50**

RAH



gutschein

für ein dreiwöchiges Probehören mit unserem Meisterstück HörPerle®.

Einlösbar gegen Vorlage dieser Anzeige in unserem Fachgeschäft.



Es betreuen Sie
Frau Hertwig und
Herr Bauernschmidt.



Rahlstedter Straßen

Wolliner Straße Oldenfelde

Unsere Leserin Ingrid Lüdemann schreibt uns in einem Brief über die Wolliner Straße (bis 1951 Farmsener Straße)

„Früher befand sich an der Straße ein Getreidefeld, heute stehen dort Reihenhäuser. Wir sind als Kinder mit Müllkutscher „Alex“ auf dem Foto zu sehen. Der Kutscher hatte einen Pritschenwagen, gummibereift, und gezogen von zwei braunen Pferden. Das Feld gehörte vermutlich Bauer Eggers.

Es war für uns ein wunderbares Erlebnis, die Getreidehocken aufzustellen. Später wurde dann leider mit modernen Mähdreschern gearbeitet.“



Aus dem Archiv Hans Petry



Wolliner Str. 24 früher Farmsenerstr.
Der Milchmann Giffey kommt.
Straße noch mit Kopfsteinpflaster
Nebenhaus Nr. 26 noch zu sehen.



Aufn. 1942
Dorothea Peters



Wolliner Str. 24 (früher Farmsener Str.)
Milchmann Emil Dassau aus der Meiendorferstr. 63
mit Pferd u. Wagen liefert Milch ins Haus.

Aufn. 1942

Bild unten Emil Dassau mit Tochter u. geschmückten
Wagen anlässlich des Erntedankfestes.



Stut & Sohn
SEIT 1894

Über 120 Jahre Familientradition

Bestattungen
Erd-, Feuer-, See-, Anonym- und Waldbeisetzungen.

Vorsorgeberatung
Sorgsame individuelle Betreuung durch unser familiär geführtes Team.
Trauerdruck Sofortdienst. Moderne Floristik und Dekoration.
Übernahme sämtlicher Bestattungsangelegenheiten.
Alle Friedhöfe.
Aus Tradition haben wir die Zeit wenn Sie uns brauchen.

MEIENDORFER STRASSE 26
22145 HAMBURG-RAHLSTEDT
www.stut-bestattungen.de

TAG UND NACHT
040 / 6781190

Gute Karten für Senioren

Beim Doppelkopf können wir Ihnen nicht weiterhelfen, aber bei der Wahl der passenden Wohnung. Von betreuten Wohnanlagen bis zu Wohnheimen mit umfassender Pflege in vielen Hamburger Stadtteilen. Wir informieren Sie gern.

SAGA GWG Geschäftsstelle Rahlstedt
Helmut-Steidl-Platz 5, 22143 Hamburg
Telefon: (0 40) 4 26 66-33 00
www.saga-gwg.de

SAGA[®] GWG
Mehr Hamburg

Wie kam der Weddinger Weg zu seinem Namen?

In der Urkunde zur Grundsteinlegung des Quartiers Hohenhorst steht geschrieben: „Die neue Wohnsiedlung Hohenhorst ist durch Beschluss der Freien und Hansestadt Hamburg unter das Berlin-Motto gestellt. Der Marktplatz des Bauvorhabens mit einem 14-geschossigen Hochhaus erhält den Namen ‚Berliner Platz‘. Die Straßen werden nach Berliner Stadtbezirken benannt.“ Dadurch wurde die Verbundenheit mit der geteilten Stadt bekundet.



Abbildung 1:
Weddinger Weg 1985 (Stadtteilarchiv des Bürgerverein Rahlstedt e. V.)



Abbildung 2:
Vereinsstraße 1913 (Stadtteilarchiv des Bürgerverein Rahlstedt e. V.)

Der in der Urkunde erwähnte Beschluss wurde in den Folgejahren in die Tat umgesetzt. So entstand die Wohnbebauung an der Schöneberger Straße, dem Halenseering, der Friedrichshainstraße, dem Zehlendorfer Weg usw. Auch die Grunewaldstraße schließt sich dem Berlin-Motto an.

Doch wie kam der Weddinger Weg zu seinem Namen? Er befindet sich in Rahlstedt nördlich des Poggfriedewegs, zwar an der Grenze zu Hohenhorst, gehört aber eindeutig nicht zur Großwohnsiedlung. Viele Häuser links und rechts der Straße sind zu Anfang des vergangenen Jahrhunderts errichtete Villen und zeigen klar, dass es diese Straße bereits zu jener Zeit gegeben haben muss. Damals gab es noch keinen Senatsbeschluss bezüglich eines Berlin-Mottos und auch kein geteiltes Berlin. Mehr noch: Rahlstedt gehörte noch nicht einmal zu Hamburg.

Der Rahlstedter Holger von der Born kann Aufschluss über die Geschichte der Straße geben. Er wurde 1947 im heutigen „Weddinger Weg“ geboren und weiß zu berichten, dass die Straße anfangs „Vereinsstraße“ hieß. Doch mit dem Groß-Hamburg-Gesetz 1937 kam die Gemeinde Rahlstedt zu Hamburg. Im Hamburger Stadtteil Eimsbüttel gab es jedoch bereits eine Vereinsstraße. Auf dem neu entstandenen „Groß-Hamburger“ Gebiet durften aber keine Namensdoppelungen bei den Straßennamen vorkommen. Eine Umbenennung wurde also notwendig.

Annemarie Lutz schreibt in Ihrem Buch „Altrahlstedt an der Rahlau“ (1989), dass die Vorarbeiten zu den Straßenumbenennungen jedoch auf Grund des Zweiten Weltkriegs unterbrochen wurden. Erst 1950 kamen sie zum Abschluss. Annemarie Lutz' Vater arbeitete damals ein Straßenverzeichnis aus (S. 150). Dort ist zu lesen, dass die Rahlstedter Vereinsstraße in „Witwenkoppel“ umbenannt wurde (S. 156). Im Hamburger Adressbuch 1954 steht zur Erklärung (S. IV/1548): „Witwenkoppel, bisher Vereinsstraße. Flurbezeichnung für ein früheres Kirchgrundstück. Aus den Erträgen dieses Landes erfolgte die Besoldung der Pfarrerswitwen. (Ben. 1950).“ In diesem Ad-

ressbuch finden sich auch die Namen der Mutter und Großmutter von Holger von der Born. Der „Ur-Rahlstedter“ kann sich an die Anfangszeit des Namens „Witwenkoppel“ erinnern. Er berichtet von Kriegs- und Kapitänswitwen, die dort wohnten und sich diskriminiert fühlten. Er erzählt sogar davon, dass die Witwen im Rahmen einer „Frauenrechtsdemonstration“ die Bannmeile des Hamburger Rathauses durchbrachen. Erfolgreich war die damalige Aktion jedoch zunächst nicht. Die Lobby der Frauen war nach Holger von der Borns Einschätzung in der damaligen Zeit zu schwach.

Dass die Proteste nicht aufhörten, lässt sich dem Buch von Annemarie Lutz entnehmen. Sie schreibt zur Witwenkoppel (S. 156): „Gegen diesen Namen protestierten die Anwohner so lange, bis sie Erfolg hatten. Nun heißt die Straße Weddinger Weg.“ Holger von der Born kann sich erinnern, dass dies in den 1960-er Jahren gewesen sein muss. Steffen Becker vom Stadtteilarchiv Rahlstedt präzisiert die Angabe auf das Jahr 1961. Damals war die benachbarte Siedlung Hohenhorst mit ihren Berliner Straßennamen, wie z.B. dem Neuköllner Ring gerade im Aufblühen. Der Weddinger Weg mit seiner interessanten Geschichte liegt also tatsächlich nicht in Hohenhorst, die Neubenennung hängt aber mit Hohenhorst zusammen.



Abbildung 3:
Vereinsstraße 1913 (Archiv des Rahlstedter Kulturvereins)

Claudia Lauschke

Zuflucht an der Wilhelm-Grimm-Straße

Unsere Leserin Helga Zumstein berichtet in einem Brief, dass sie an der Wilhelm-Grimm-Straße 5 aufgewachsen ist. Aus dem Nachlass ihrer Mutter hat sie anhand von Briefen und Formularen mehr über diese Zeit und ihre Familie herausgefunden. Sie schreibt:

„Um 1900 waren mein Großvater, Johannes Bursch, und sein Bruder, Friedrich Bursch, von Bunzlau nach Hamburg gekommen.

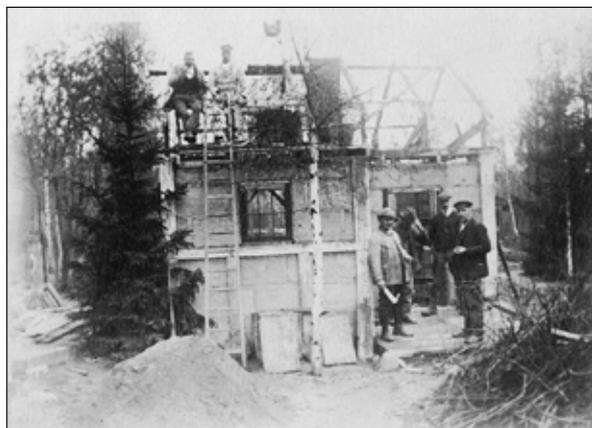


Abbildung 1/2:
Der Bau des
Wochenendhauses an
der Wilhelm-Grimm-
Straße.



Großvater übernahm ca. 1935 den Steinmetzbetrieb von Friedrich Schünemann an der Süderstraße 111. Mein Großonkel, Friedrich Bursch, war ein bekannter Bildhauer. Er fertigte das Hamburger Ehrenmal ‚Mutter mit Kind‘ (von Barlach) erstmals 1931/1932, nach dem Krieg ein zweites Mal. Seine Frau Henny Bursch, geb. Schäning, eine bekannte Bildhauerin, hat die kubische Stele entworfen.

Julius Sandkamm, Werkführer bei meinem Großvater, kaufte 1912 und 1916 (?) drei Grundstücke in Altrahlstedt:

319/2: Wilhelm-Grimm-Straße Nr. 5, **332/3:** Lübeckerstraße (ohne Nummer) und **333/2** Ecke Wilhelm-Grimm-Straße / Lübeckerstraße (erst Schrebergärten, dann Baumschule).

Auf **319/2** wurde das Wochenendhaus gebaut. Am 25.5.1925 ist Julius Sandkamm gestorben, seine Frau Catharina war Erbin.

1943 sind wir an der Süderstraße ausgebombt worden und haben alles verloren. Unsere Zuflucht war die Wilhelm-Grimm-Straße 5, mit neun Personen. Meine Großmutter Irma Bursch und meine Urgroßmutter sind – genauso wie die Grundstückserbin Catharina Sandkamm – nach dem Feuersturm noch im selben Jahr gestorben. Wem die Grundstücke danach zugefallen sind, lässt sich nur vermuten.



Abbildung 3:
Das Wochenendhaus an der Wilhelm-Grimm-Straße. Rechts neben der Birke: Meine Großmutter Irma Bursch mit den Kindern Irma und Käthe (meine Mutter), ganz rechts Julius Sandkamm (Foto: Helga Zumstein)



Abbildung 4:
Mein Großonkel Friedrich Bursch, Großvater Johannes Bursch, Großmutter Irma Bursch, Kinder: Käthe (meine Mutter) und Irma, rechts Catharina Sandkamm (v. l.).



Neben meinem Großvater wohnte Herr Richter mit seinem Fox-Terrier. Opa hatte einen Holzzaun und regte sich jedesmal auf, wenn die Marktfahrer ihre Planen befestigten. Mein Großvater war mit Feinkost-Lichtenberg befreundet, wohnte auch einige Zeit an der Bahnhofstraße 19. Bis 1946 lebten meine Eltern mit meiner Schwester Karin (1942 geboren) und mir (1940 geboren) dort. Dann zogen wir an die Birrenkovenallee 13, einquartiert bei Frau Dangel (das Haus gehörte, glaube ich, Frau Reinhard).

1954 kam dann der Umzug nach Hamburg-Bahrenfeld, wo wir endlich eine kleine Wohnung mit Küche und Bad für uns hatten.

1962 ist mein Großvater gestorben, ich lebe seit 1963 in der Schweiz. Die Zeit in Rahlstedt war wunderbar, trotz Einschränkungen und Entbehrungen.“

**Sie suchen eine Unterkunft für Ihre Gäste?
Wir bieten Ferienwohnungen in Rahlstedt an.**

GÄSTEHAUS

Alt - Rahlstedt

**Komfort - Ferienwohnungen
mit großem Garten in ruhiger Lage**

Anschrift:

Klaus Goewe

Hüllenkamp 129

22149 Hamburg

☎ 040/675 88 944

Fax 040/672 88 35

www.hh-ferienwohnung.de

E-Mail:

anfrage@hh-ferienwohnung.de

WARNHOLZ Immobilien GmbH

— gegründet 1995 —

Hier ist mein Zuhause.

„Wünsche brauchen den sicheren Hafen einer starken Gemeinschaft, um in Erfüllung zu gehen. Das ist auch beim Kauf oder Verkauf sowie bei der Anmietung oder Vermietung von Immobilien nicht anders.“

Die WARNHOLZ Immobilien GmbH ist dieser Hafen! Ausgestattet mit einem starken, dynamischen Team, einem großen Kompetenznetzwerk und über 20 Jahren Erfahrung in der Immobilienbranche, ist unser Ziel dabei klar definiert: Wir bringen Menschen und individuelle Lebens(t)räume zusammen.“

Wir suchen laufend

**Grundstücke, Häuser und Wohnungen
zum Verkauf und zur Vermietung.**

Keine Kosten für den Verkauf. Solide und diskrete Abwicklung, fachliche Beratung!

Treptower Straße 143

22147 Hamburg-Rahlstedt

Tel. 040 / 647 51 24

post@warnholz-immobilien.de



www.warnholz-immobilien.de



Der Steinmetz Friedrich Wilhelm Bursch

Über den Steinmetz Friedrich Bursch ist wenig bekannt. Vermutlich geboren im Jahre 1885 in Bunzlau, eröffnete er in Hamburg neben seinem Steinmetzbetrieb an der Süderstraße 107 im Jahre 1940 ein Atelier am Ohlsdorfer Bahnhof, das jedoch durch Bombardierung zerstört wurde.

Dennoch hat er der Nachwelt einige bedeutende Kunstwerke hinterlassen. Das bekannteste ist das Hamburger Ehrenmal, offiziell „Denkmal für die Gefallenen beider Weltkriege“, an der Treppe zur Kleinen Alster neben dem Hamburger Rathausmarkt. Friedrich Bursch fertigte als Steinmetz / Bildhauer das Ehrenmal erstmals 1931-32.

Nachdem die Pläne für eine „Heldengedächtnishalle“ auf dem Friedhof Ohlsdorf zur Erinnerung an die gefallenen Soldaten des Ersten Weltkriegs wegen zu hoher Kosten ad acta gelegt worden waren, entschloss sich der Hamburger Senat zur Errichtung eines „KriegsGedenkmals“ am Rathausmarkt. Dies geschah Ende der 1920er Jahre auf Anraten des damaligen Oberbaudirektors Fritz Schumacher.

Ernst Barlach beteiligte sich zuerst mit dem Entwurf „Der Erschütterte“, der jedoch abgelehnt wurde. Der Hamburger Stadtarchitekt Fritz Schumacher konnte Barlach dafür gewinnen, stattdessen das Relief für die Rückseite der 21 Meter hohen Stele aus Muschelkalk zu gestalten, deren vorderseitige Inschrift vom Architekten Klaus Hoffmann stammt. Das sieben Meter lange Relief zeigt eine schwangere Mutter mit Kind. Es steht nach Angaben Barlachs unter dem Leitgedanken „Mutiges Zusammenraffen aus tiefem Leid“ und lenkt beim Betrachten die Gedanken auf die Hinterbliebenen gefallener Soldaten. Bereits vor seiner Einweihung am 2. August 1931 war das Denkmal bei den Kriegerverbänden, in deutschnationalen Kreisen und bei den Nationalsozialisten heftig umstritten. Dieses Relief wurde im Maßstab 1:3 von Friedrich Bursch auf den Kalkstein übertragen. Der Steinmetz beginnt mit seinen Bildhauerarbeiten in einer extra eingerichteten „Atelier-Kapelle“, die geöffnet werden konnte, damit die Entwicklung des Kunstwerks ständig kontrolliert und eventuell korrigiert werden konnte. Da es mit seinem Fokus auf das Leid der Hinterbliebenen dem Streben der nationalsozialistischen Machthaber nach einer Militarisierung der Bevölkerung widersprach, beschloss die Baubehörde 1937, das Relief zu ersetzen. Es wurde 1938 von den Nationalsozialisten entfernt, später zerstört und durch das Motiv eines aufsteigenden Adlers von Hans Martin Ruwoldt ersetzt.

1949 beschloss der Hamburger Senat, das Relief von Ernst Barlach wieder herstellen zu lassen. Mit Hilfe eines Abgusses von einem kleineren Werkmodell rekonstruierte der Steinmetz Friedrich Bursch das Ehrenmal. Es wurde umgewidmet und erinnert nun an beide Weltkriege. Seitdem ist das Monument das offizielle Gefallenendenkmal der Stadt, an dem in jedem Jahr am Volkstrauertag die Kränze von Senat und Bürgerschaft niedergelegt werden.

Sonst sind nur wenige Arbeiten von Friedrich Bursch bekannt beziehungsweise erhalten geblieben. Dazu zählt eine Auftragsarbeit von Käthe Kollwitz für ein jüdisches Grabmal auf dem Friedhof Köln-Bocklemünd. Käthe Kollwitz kann trotz der zunehmenden Judenverfolgungen den Auftrag von Doris Levy übernehmen, ein Grabmal für ihren 1937 verstorbenen Mann Franz Levy zu schaffen. Das Gipsrelief wird von Friedrich Bursch in Stein übertragen. Für Käthe Kollwitz hatte Bursch bereits 1937 die in Mu-



Abbildung 1:
Das Hamburger Ehrenmal („Denkmal für die Gefallenen beider Weltkriege“) an der Treppe zur Kleinen Alster neben dem Hamburger Rathausmarkt.

schelkalk ausgehauene Plastik „Mutter mit zwei Kindern“ überarbeitet, die im Zweiten Weltkrieg zerstört wurde.

Das Grabmal „Mutter Erde“ wurde 1920 von Ernst Barlach in seiner Güstrower Werkstatt in einem ehemaligen Pferdestall als Auftragswerk für den Stettiner Holzhändler Biesel im Maßstab 1:2 gefertigt. Friedrich Bursch führte es 1921 in Kirchheimer Muschelkalk aus. 1921 fand die „Mutter Erde“ ihren Platz auf dem Hauptfriedhof der pommerschen Provinzhauptstadt Stettin. Nach dem Zweiten Weltkrieg hätte die Skulptur beinahe das Schicksal vieler deutscher Grabmäler geteilt, die zerschlagen oder als Baumaterial für Mauern oder Fußwege verwendet wurden. 1961 baten die Verantwortlichen des Ernst-Barlach-Museums im mecklenburgischen Güstrow die Volksrepublik Polen, die „Mutter Erde“ ihrer Sammlung Barlachscher Kunstwerke zu überlassen, was 1967 gewährt wurde. Als die Deutschen auf dem Friedhof in Stettin eintrafen, um das Kunstwerk abzuholen, lag die Plastik beschädigt auf einem großen Stapel zusammengetragener deutscher Grabsteine. Da sich in Güstrow noch glücklicherweise das Werkmodell des beschädigten Kopfes befand, konnte das Kunstwerk in Güstrow restauriert werden und wurde auf dem Gertruden-Friedhof aufgestellt, wo es noch heute steht. 2010 wurde eine Kopie für den Stettiner Friedhof angefertigt.

Eine Büste des Steinmetzes Johann Reimer (1847–1917), der 1869 als 22-Jähriger einen Steinmetzbetrieb im Karolinenviertel gründete, steht im Treppenhaus des Kammergebäudes der Hamburger Handwerkskammer am Holstenwall 12. Sie wurde 1931 ebenfalls von Friedrich Bursch geschaffen.

Am 24. Oktober 1956 schreibt die Zeitung „Hamburger Abendblatt“ in einem Artikel: „Durch Neu-Wandsbek zu Tage gefördert: Marmorgruppe ‚Raub der Sabinerinnen‘. Bei Erdarbeiten in Wandsbeker Parkanlagen – im Zusammenhang mit der Neu-Wandsbek-Planung – sind die Marmorplastiken gefunden worden, die unsere Aufnahme in der Werkstatt des Bildhauers und Steinmetzen Friedrich Bursch zeigt. Man vermutet, daß es sich um italienische Arbeiten handelt, vielleicht aus den Zeiten des Grafen Schimmelmann. Das Thema der Gruppe ist offenbar ‚Der Raub der Sabinerinnen‘. Die Stücke hatten beträchtliche Schäden. Friedrich Bursch, erfahren in derlei Rekonstruktionen, hat Fehlendes ersetzt und Zerbrochenes ausgebessert. Die Plastiken sollen zum Frühjahr wiederaufgestellt werden.“

Drei Tage später, am 27. Oktober 1956, schreibt das Abendblatt: „Keine Sabinerinnen – Das von uns vor einigen Tagen veröffentlichte Bild einer in Wandsbek aufgefundenen Marmorplastik stellt nicht, wie angenommen, den ‚Raub der Sabinerinnen‘ dar. Herkunft des Werks und Thema der Darstellung konnten inzwischen durch Informationen aus dem Leserkreis geklärt werden. Die Gruppe hat - zusammen mit einer anderen - jahrelang vor dem Hause Dr. Hartoghs, Ecke Claudius- und Rantzaustraße, gestanden. Das Material ist carrarischer Marmor. Die eine Gruppe zeigte Pluto und Proserpina, die andere Neptun und Amphitrite. Die Witwe Dr. Hartoghs teilt uns mit, daß die Plastiken 1952 der Stadt Wandsbek übereignet worden seien, während sich eine schöne Elbsandsteinvase, heute im Garten an der Schimmelmannstraße, noch in ihrem Besitz befinde.“

Friedrich Bursch wurde am 29.1.1968 auf der Familiengrabstätte der Familie seiner Frau Henny Bursch, geb. Schäning, auf dem Ohlsdorfer Friedhof in Hamburg beigesetzt. Die Grabstele wurde von seiner Frau, die ebenfalls eine bekannte Bildhauerin war, entworfen und nach ihren Plänen von der Steinmetzwerkstatt Malota in Ohlsdorf aus Krenzheimer Muschelkalk hergestellt. Henny Bursch (geboren am 1.1.1891) wurde hier nach ihrem Tode ebenfalls beigesetzt und ruht seit dem 16.2.1984 an der Seite ihres Mannes.

Auch Spuren des Steinmetzbetriebes von Johannes Bursch, des Bruders von Friedrich Wilhelm Bursch und Großvater unserer Leserin Helga Zum-



Abbildung 2:
Büste von meiner Mutter Käthe Bursch von Friedrich Bursch.



Abbildung 3:
Die Skulptur „Charons Nachen (Fahrt über den Styx)“ am Bombenopfer-Mahnmal auf dem Ohlsdorfer Friedhof.

stein, lassen sich nur wenige finden:

Die niederländische Kriegsgräberstätte Hamburg befindet sich innerhalb des Friedhofs Ohlsdorf. 1957 errichtete der Steinmetzbetrieb Johannes Bursch die dortige Ehrenhalle. In ihr sind die Namen von 99 Kriegsoptionen verzeichnet, deren Gräber nicht nachweisbar sind und die vermutlich in Massengräbern in Hamburg und Umgebung liegen.

Auch am Bombenopfer-Mahnmal auf dem Ohlsdorfer Friedhof in Hamburg war Johannes Bursch 1948 beteiligt. Der quadratische Mittelbau sowie das Relief im Inneren wurden 1947 von Gerhard Marcks entworfen und 1952 eingeweiht. Die Skulptur „Charons Nachen (Fahrt über den Styx)“ wurde von Bursch gemeinsam mit dem Künstler Alfons Doll geschaffen, wobei von Alfons Doll das Brautpaar, Mutter und Kind stammen, und von Johannes Bursch der Fährmann, Vater, Großvater und der Nachen.

Zudem war der Steinmetzbetrieb Bursch auch an der Restaurierung der westlichen Schauwand im Innenhof von Schloß Gottorf/Schleswig beteiligt. Da die Arbeiten in mehreren Abschnitten durchgeführt und immer wieder wettbewerbsmäßig ausgeschrieben wurden, kamen mehrere Firmen für die gleiche Leistung zum Zug, nur die Mauerarbeiten blieben in einer Hand. So wurde der Bildhauer U. Chr. Lindemann, Sechendorf/Jütjenburg, hier als Nachunternehmer der Firma Bursch tätig.

Vermutlich ist Bursch auch an der Restaurierung des Hamburger Rathauses beteiligt. Am 31.7.1974 lautet der erste Beobachtungsbericht der Steinmetzfirma Bursch über die Begutachtung der Hamburger Rathausfassade: „Großer linker Erker Johannisstraße: Der obere Teil der Erkerfassade mit den Figuren muß abgetragen werden. Die Figurenanker und Sandsteindübel müssen durch rostfreien Stahl ersetzt werden. Die eisernen Anker der Hauptfigur und der Nebenfiguren sowie die Eisendübel der Sandsteintürmchen und Obelisken sprengen infolge starker Rostbildung den Sandstein bzw. treiben die Sandsteinteile auseinander. Der Prozeß der Rostbildung setzt sich im oberen Bereich der gesamten Fassade fort und muß zu einer umlaufenden Grundüberholung der gesamten Rathausfassade führen.“

Quellen

Ernst-Barlach-Stiftung, Käthe Kollwitz-Museum Köln, Förderkreis Ohlsdorfer Friedhof e.V., Archiv Hamburger Abendblatt, „Der neue Rump: Lexikon der bildenden Künstler Hamburgs“ (Wachholtz Verlag), Heinz Zabel: „Plastische Kunst in Hamburg“ (Dialog Verlag), Naturstein- und Bildhauerarbeiten Westphely und Malota. Baufachinformation.de: „Steinmetz und Bildhauer (1990)“ und „Das Hamburger Rathaus (1992)“.

Fotos: Helga Zumstein, Claudia Lauschke



Schöne Aussichten
auch in unserer neuen Ausstellung!

TISCHLEREI
SCHMEKAL GmbH

Ihr Partner für
 ✓ Fenster, Türen
 ✓ Innenausbau
 ✓ Einbruchschutz
 und mehr...

VELUX
 Saseler Str. 59
 22145 Hamburg
 Tel. 678 44 44

www.schmekal.de



LAMBERT

Ihr Partner in Rahlstedt für Verkauf
und Vermietung von Immobilien

Tel. 040 / 60 90 47 00

Kösliner Straße 37a · 22147 Hamburg
www.makler-lambert.de





Ruge
BESTATTUNGEN
G.M.B.H.

Seit 1923 Ihr zuverlässiger Begleiter im Trauerfall

- Erd-, Feuer-, See-, Baum-, Diamant-, Anonymbestattung
- Hausaufbahrung
- Moderne, individuelle Trauerdekorationen und Trauerfloristik
- Eigener Trauerdruck
- Bestattungsvorsorgeberatung
- Bestattungsvorsorgevertrag mit der Deutschen Bestattungsvorsorge Treuhand AG
- Sterbegeldversicherung über das Kuratorium Deutsche Bestattungskultur e.V.
- Erledigung aller Formalitäten
- Trauergespräch und Beratung auf Wunsch mit Hausbesuch

Mit persönlicher Beratung und kompetenter Hilfe stehen wir Ihnen in allen Bestattungsfragen zur Seite.

Wir sind Tag und Nacht für Sie erreichbar
Telefon: (040) 6 72 20 11

Rahlstedter Straße 23 und 158
Hamburg-Rahlstedt
info@ruge-bestattungen.de
www.ruge-bestattungen.de



Die Besiedlung der Dänenheide um 1830

„Ein paar Zeilen vorweg“

Rahlstedt, Stadtteil von Hamburg, entstanden aus den ehemals dörflichen Ansiedlungen Altrahlstedt, Neurahlstedt, Meiendorf und Oldenfelde, ist heute städtischer Lebensraum für viele Tausend Einwohner. Innerhalb weniger Generationen wurde das vormals landwirtschaftlich geprägte Gebiet zum Teil einer Großstadt.



Abbildung 1:
Ein Blick auf die heutige Karte zeigt uns den Weg der Familie Dohrendorf um 1830 aus Berkenthin kommend in die Meiendorfer Dänenheide.

Bauerndörfer haben hier früher gelegen und auch ein militärisch genutztes Gelände, das heute als Naturschutz- und Naherholungsgebiet dient. Von den einstigen Bewohnern lebt kaum noch jemand am Ort; andere Menschen sind hierher gezogen. Mitunter treffen sie am Rande des dicht besiedelten Stadtteils auf Relikte der bäuerlichen Vergangenheit.

Die Siedlungsgeschichte der inzwischen „verschwundenen“ Dörfer ist gut erforscht und war bereits mehrfach Gegenstand von Veröffentlichungen in dieser Schriftenreihe. Auch das heute unbesiedelte Naturschutzgebiet sowie Teile des ehemaligen Standortübungsplatzes und des Stellmoorer Tunneltals in Richtung Ahrensburg waren bis zur Mitte des vergangenen Jahrhunderts bewohntes und beackertes Bauernland.

Darüber berichtet der folgende Aufsatz. Er erzählt von mehreren Generationen einer Familie, die ursprünglich im lauenburgischen Berkenthin, nur wenige Kilometer westlich von Ratzeburg gelegen, zumeist in bäuerlichen Verhältnissen lebte und um 1830 auf der „Dänenheide“ siedelte.

Wie Rahlstedt an den Hamburg mit Lübeck verbindenden Verkehrswegen liegt Berkenthin an dem Lauenburg mit Lübeck verbindenden Elbe-Lübeck-Kanal, früher dem Stecknitz-Kanal. Auch eine Lübeck mit Lauenburg verbindende Straße führt durch Berkenthin, ein Teil der legendären „Salzstraße“.

Aus diesem nicht weit entfernten Berkenthin kommend, siedelte auf der Dänenheide, zwischen Meiendorf und dem heutigen Ahrensburg gelegen, eine Familie und nach nur wenigen Generationen waren mehrere Höfe und Häuser entstanden. Fast nichts ist davon noch erhalten.

Die Geschichte dieser Familie „Dohrendorf“ öffnet exemplarisch den Blick in eine Zeit, die in vielen Bereichen des Lebens von gewaltigen Veränderungen geprägt war. Die nahegelegene Weltstadt Hamburg hatte einen wachsenden Bedarf an Arbeitskräften für Hafen und Industrie und so suchten unzählige Menschen von nah und fern ihr Glück und zogen nach Hamburg. Die Ernährung der wachsenden Stadtbevölkerung war jedoch in allen Phasen der Industrialisierung durchaus problematisch. In der Folge wurde die Landwirtschaft im Hamburger Umland intensiviert und in weiten Bereichen der

Elbniederung entstanden Obst- und Gemüseanbaugelände. Aus den ehemals nur für den Eigenbedarf produzierenden Bauern wurden Zulieferer der städtischen Geschäfte; insbesondere auch ein immenser Bedarf an Milch und Butter ermöglichte und erforderte die Entwicklung einer zeitgemäßen Milchviehwirtschaft. Neben den „Gemüsebauern“ etablierten sich „Butterbauern“ und sehr bald entstand vielerorts eine milchverarbeitende Industrie mit ihren in Genossenschaften organisierten Bauern.

Es wird darüber berichtet, wie Menschen diese neuen Erwerbsmöglichkeiten für sich entdeckten und moderne landwirtschaftliche Konzepte in die Tat umsetzten. Die Familiengeschichte der „Dohrendorf“, die als „Butterbauern auf der Dänenheide“ mit Mut und Tatkraft einen kleinen Schritt in der Geschichte der Produktivkraftentwicklung vorwärts gingen wie so viele andere Menschen auch, ist also auch als regionale Sozialgeschichte zu lesen.

Es ist die Geschichte der Meiendorfer Dänenheide und der Menschen, die einst dort lebten, wo heute das großstädtische Rahlstedt endet und eine nur scheinbar ungestörte Natur beginnt...

Teil 1 – Von Groß Berkenthin nach Meiendorf

Leise und doch schnelle Schritte waren es, die mich aufhorchen ließen. Schritte, als liefe jemand an mir vorbei. Dann folgten Stimmen vom Weg links des Kirchbergs: „Das ist wohl Vorraths Margaretha, die zum Hinrich nach Klein Berkenthin rüber will. Ja, die beiden werden nun wohl doch bald heiraten, bestimmt noch vor dem Winter.“

Langsam wurde ich wach; eingnickt musste ich wohl sein, während ich mich in Groß Berkenthin auf dem alten Friedhof gleich neben der wunderschönen Kirche und nahe der Begrenzungssteine des Gräberfeldes der Stecknitzfahrer ins sommerliche Gras gesetzt hatte. Es war Nachmittag und die Sonne verfärbte sich schon ins Rötliche. Die Suche nach der Herkunft meiner Vorfahren hatte mich ins Lauenburgische geführt. Lange kann ich so nicht geträumt haben, denn neben mir waren es nicht Margarethas Schritte, sondern die meiner Ehefrau Renate und die meinte, ich solle mich wohl entscheiden, ob ich weiterträumen oder doch lieber einen Kaffee trinken wolle.

Die Geschichte der „Dohrendorf“ auf der Dänenheide bei Meiendorf, später zu Rahlstedt und heute zu Hamburg gehörend, zu erforschen und zu Papier zu bringen, hatte ich mir vorgenommen. Die Familie konnte dort um 1830 nicht aus dem Nirgendwo aufgetaucht sein. Aus Berkenthin seien sie gekommen, hieß es in der Familie.

Dort war ich nun angekommen, hatte Kontakte geknüpft und Informationen gesammelt; die nächsten Wege führten mich ins Archiv des Kirchenkreises Lübeck-Lauenburg und dann ins Kreisarchiv nach Ratzeburg.

Ich begann mit der Sichtung der alten Kirchenbücher¹⁾. Die ältesten Eintragungen datieren Anfang des 17. Jahrhunderts und berichten uns von Taufen, Eheschließungen und Sterbefällen in den zum Kirchspiel Berkenthin



Abbildung 2:
Bis ins Jahr 1885 wurden auf dem Friedhof rund um die Berkenthiner Kirche die Toten beerdigt. So manche Inschrift auf Grabsteinen und Kreuzen weist auf den Familiennamen „Dohrendorf“.

gehörenden Dörfern Groß Berkenthin, Klein Berkenthin, Kahlstorf, Rondeshagen, Niendorf, Gölldenitz und Klempau.

Um 1200 zogen zahlreiche Siedler aus dem Bereich des heutigen Niedersachsens und Westfalens in das bisher von Slawen bewohnte Gebiet. Es war auch die Zeit der Missionierung Andersgläubiger und das geschah nicht immer ganz freiwillig. Um 1230 wird Berkenthin mit seiner Kirche erstmals genannt.

Kurz nach 1600 erwähnen die Kirchbücher auch „Dohrendorf“ bzw. „Dorendorf“ in den Dörfern des Kirchspiels, und zwar um 1650 einen Hinrich Dorendorf²⁾, mit 1693 als Sterbejahr einen „Christl. Mann Namens Hanß Dorendorf“³⁾ in Kahlstorf und mit 1674 als Geburtsjahr eine Anna Dohrendorf⁴⁾. Ebenfalls aus Kahlstorf verstarb um 1688 ein Karsten Dorendorff⁵⁾; aus Gölldenitz begegnen uns Hinrich Dorendorf, Hanß Hinrich Dorendorf und ganz am Ende des Jahrhunderts Peter Dorendorf. Noch mehr „Dorendorf“ zwischen 1600 und 1700 hat Klempau aufzuweisen.

Die Eintragungen in das Kirchenbuch weisen einige große zeitliche Lücken auf. Eine amtliche Registrierung wie heute gab es nicht und wir müssen uns auf das verlassen, was damalige Pastoren zu Papier brachten. Von den zumeist üblichen drei Vornamen trug der Pastor oft nur den ihm bekannten Namen ein. Auch verfügte er zu Beginn seiner Amtszeit diesbezüglich meist über nur geringe Kenntnisse, später wurde so manch einer von ihnen zur lebenden Chronik seiner Gemeinde – nahm dieses Wissen aber oft mit ins Grab.

Nicht nur in Klempau begegnen uns zu dieser Zeit unzählige „Hans“ und „Jochim“ in all ihren Schreibweisen bis hin zum „Johan“ und dem „Hanß“ sowie auch ein „Peter“ und, nicht zu vergessen, der „Hinrich“. Doch bei so viel namensgleichen bzw. -ähnlichen Einträgen ist eine eindeutige Zuordnung auch unter Hinzuziehung der Geburtsnamen der dazugehörenden Ehefrauen nicht immer möglich. Bei den Frauen begegnen uns Namen wie „El-sche“ für „Eliesabeth“, „Trine“ für „Katharina“ oder „Stiene“ für „Christina“.

Eine Übersicht über die Verbreitung des Namens „Dorendorf“ vor 1700 lässt einen Schwerpunkt in Klempau erkennen⁶⁾. Bereits mehrere Familienverbände sind dort sesshaft; auch Kahlstorf wird erstmalig Wohnsitz einiger Familien. In Gölldenitz tauchen „Dorendorf“ auf, ebenso in Klein Berkenthin sowie etwas später in Groß Berkenthin. In Klein Berkenthin begegnet uns zum Beispiel mit Geburtsjahr 1681 ein Claß Dieterius Dorendorf⁷⁾, der uns später noch als einer meiner direkten Vorfahren über den Hof läuft (im Stammbaum mit eingekreister 2 gekennzeichnet).

Anzunehmen ist, dass sich die ersten „Dohrendorf“ oder „Dorendorf“, die sich im 17. Jahrhundert bereits über mehrere Dörfer verteilt haben sollten, was vermutlich nicht während einer einzigen Generation durch die Kinder nur einer Familie erfolgte, bereits über mehrere Generationen im Bereich der Berkenthiner Kirche aufhielten. Berücksichtigt man die damalige – für uns heute kaum vorstellbare – hohe Kindersterblichkeit sowie die oft geringe Lebenserwartung der Frauen, muss man davon ausgehen, dass die Verbreitung der „Dohrendorf“ einen längeren Zeitraum in Anspruch nahm, denn aus den jeweils einzelnen Familien überlebten am Ende meistens nur wenige Kinder, oft gar keine. Vor diesem Hintergrund ist anzunehmen, dass erste „Dohrendorf“ bereits um 1500 das Land betraten. Woher sie kamen und wie der Name zu deuten ist, bleibt vorerst im Dunklen.

Lust, das zu klären, hatte ich im Moment auch nicht. Schön war der Blick von der Berkenthiner Kirche hinüber nach Klein Berkenthin. Die sich durch das breite Tal schlängelnde Stecknitz war aber nur ein Traum; die alte hölzerne Fußgängerbrücke war längst durch eine moderne Stahlbrücke über den breiten Elbe-Lübeck-Kanal ersetzt worden. Mir war jetzt nach einer Tasse Kaffee und einem Stück Kuchen. – Und beides bekam ich...

Auf der anderen Seite des Kanals, im Gasthof, mit Blick auf die Kirche mit ihrem neu mit hölzernen Schindeln gedeckten Turm, war es später Nachmittag geworden. Hinter mir wusste ich das einstige Klein Berkenthin mit seinen wenigen Höfen und Häusern, heute ein etwas größerer Ort mit bekannten Geschäften, Feuerwehr, Polizei und Amtsverwaltung sowie einem großen Friedhof. Unmittelbar daneben stand damals der Hof, dessen Sohn Heinrich es war, zu dem Margaretha eilte.

Die heutige Friedhofsfläche war damals der Allgemeinheit gehörendes Land und im Zuge der mit der grundlegenden Veränderung der Landwirtschaft einhergehenden Verkoppelung zu einem Feld, einer Koppel geworden. Es entstanden die heute die Landschaft prägenden Knicks und nur eine durch diese mit Buschwerk bestandene Erdwälle eingegrenzte Fläche galt fortan als Koppel. Dies war von einiger Bedeutung, denn aus den bisher durch die Dorfgemeinschaft gemeinsam bewirtschafteten Flächen wurden dem einzelnen Bauern zugeordnete Koppeln – dies war einer der ersten Schritte zur Befreiung aus der zu meist knechtenden Herrschaft der verschiedenen Obrigkeiten.

Was war nun mit den „Dohrendorf“ geschehen? Über fast zwei Jahrhunderte, etwa von 1650 bis um 1800, begegnen sie uns in allen erwähnten Dörfern mit sehr vielen Familien. Klempau bleibt nach wie vor der Ort der größten Verbreitung, in den anderen Orten wohnen sie weiterhin, und auch in Rondeshagen tauchen sie auf. In Klein Berkenthin begegnen wir ihnen zum Ende des Jahrhunderts auf zwei Höfen und in Groß Berkenthin kurz von 1800 ebenfalls mehrfach. Ihre Gräber liegen auf dem alten Friedhof rund um die Kirche, doch Zeit und Witterung haben manche Grabkreuze zerstört und heute ist nur noch wenig davon zu finden.

Viele Geschichten aus dieser Zeit und den folgenden Jahrzehnten ließen sich erzählen; wir aber wenden uns dem Zweig der Familie zu, der kurz nach 1820 diesen schönen Ort verließ, um für sich und seine Nachkommen ein neues Zuhause zu finden. – Nicht übergangen werden soll aber eine auf dem Kirchberg neben der Kirche in Groß Berkenthin stattgehabte Angelegenheit:

Es war die Zeit der unzähligen Kleinstaaten, es ging um alte Rechte, Grenzen und deren Wahrung. Und so bestanden auch die Lübecker Stecknitzfahrer auf die Respektierung des ihnen auf dem Berkenthiner Kirchhof reservierten Bereiches. Dort war etwas ein wenig „daneben gegangen“ – und zwar im wörtlichen Sinne dieser Redewendung, denn bei einer Beerdigung hatte der Kuhlengräber sich ein wenig vertan, war mit der neu ausgehobenen Grube ein wenig aus der Richtung gekommen und im Areal der Stecknitzfahrer gelandet. Und dann wurde da auch noch ein Toter begraben. – Die Stecknitzfahrer hatten sich in Lübeck beim Senat beschwert, 1742 bekam Pastor Rodemann in Berkenthin Besuch von den Stecknitzfahrern und die Beschwerde wurde vorgetragen⁸⁾.

Es folgte eine Ortsbesichtigung und diese bestätigte die Grenzverletzung. Das Problem war vor Ort nicht aus dem Weg zu räumen und auch die eingeschaltete Ratzeburger Regierung fand keine Lösung. Für die Schiffer führte der Weg wieder zum Lübecker Senat. Eine Abordnung begab sich nach Berkenthin und dem Bericht nach soll die Leiche dann ausgegraben und etwas weiter gerückt worden sein.



Abbildung 3:
Um 1780 entstand als Grundlage für die angestrebte Verkoppelung von Klein Berkenthin diese Flurkarte. Sie befindet sich im Archiv des Kreises Herzogtum Lauenburg in Ratzeburg.

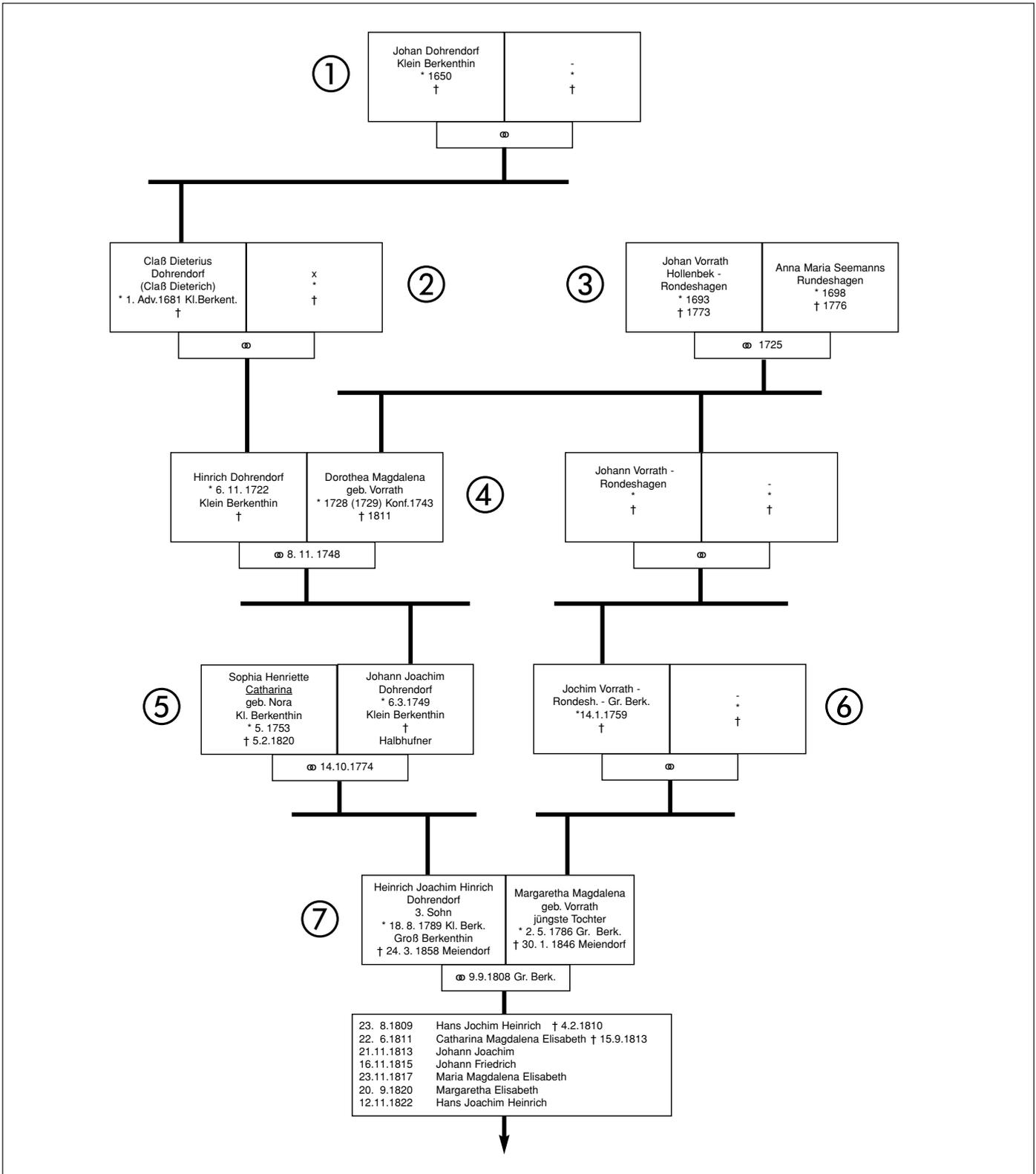


Abbildung 4:

Der Stammbaum jenes Zweiges der Familie, der um 1830 in die Meisdorfer Dänenheide zog. Alle Geschwister und Seitenlinien wurden der Übersicht wegen fortgelassen – eine vollständige Darstellung würde in der Breite weit mehr als einen Meter beanspruchen. Ebenfalls zugunsten der Übersichtlichkeit wurde bei den Personennamen, deren Schreibweise in den verschiedenen Quellen häufig differiert, einheitlich die jeweilige Grundform gewählt.

Heinrich Joachim Hinrich und Margaretha Magdalena Dohrendorf waren es, die sich mit ihren fünf Kindern (im Feld ganz unten) auf den Weg ins zu diesem Zeitpunkt von Dänemark regierte Meisdorf machten. Auch das Herzogtum Lauenburg war – nach französischer Besetzung, in der Folge zeitweise zu Preußen gehörig und danach wieder französisch besetzt – im Jahre 1814 durch Tausch an Dänemark gefallen. Von dort wurde das Herzogtum durch die Deutsche Kanzlei in Kopenhagen bis zum Jahre 1864 verwaltet. Friedrich VI. König von Dänemark und Herzog von Schleswig-Holstein war fortan Landesherr und noch drei weitere dänische Könige sollten ihm während der nur kurzen Zeit der Zugehörigkeit zu Dänemark folgen.

Dies wiederum meldete der Berkenthiner Pastor dem Ratzeburger Landdrost v. Oldeshausen und der ergriff nun die Initiative – er ließ beim nächsten Kirchgang jene festnehmen, die offensichtlich die unbefugte Umbettung ausgeführt hatten. Unter den ruchbaren Dörflern, die vor solchem „Thun nicht zurückgeschreckt“ waren, befand sich natürlich auch ein „Dorendorf“, was aber bei dem üppigen „Dorendorf“-Anteil an den Dorfbewohnern nicht verwundert.

Sie hatten die Tat gestanden und erklärt, dass sie auf Anweisung der Lübecker Obrigkeit gehandelt hatten. Aber ganz zufrieden war man damit seitens der königlichen Regierung nicht. Nach dem nächsten Gottesdienst wurde die Leiche erneut exhumiert und an anderer Stelle wieder begraben. – Zu einer Haftstrafe kam es jedoch nicht, denn auch damals standen politische Rücksichtnahmen gelegentlich solchen Ausführungen im Wege.

Die Zeit war hart und jeder versuchte zu überleben. Auch die Bauern, nicht Landwirte als Produzenten für Lebensmittel, sondern landwirtschaftliche Selbstversorger, versehen mit einer schier unerträglichen Abgabenlast, mussten sehen, wie sie ihre Familien ernährten. Aus der Feldgemeinschaft wurden sie in die Eigenverantwortung über ihre Koppeln entlassen und fast gleichzeitig wurden aus den einstigen Spanndiensten und Arbeitsleistungen, die sie auf den Gütern hatten absolvieren müssen, Forderungen nach Bargeld. Steuern sollten sie zahlen – aber das Geld dafür musste erst einmal erwirtschaftet werden. Dazu aber fehlte den meisten noch die Grundlage, denn in der Landwirtschaft hatte sich außer der Umlegung der Ackerfluren noch nicht viel verändert.

In der nun folgenden Zeit wurde es üblich, dass billige Arbeitskräfte aus der Fremde die Arbeit auf den Gütern aufnahmen. Als Saisonarbeiter zogen sie durchs Land und nahmen der ansässigen Bevölkerung oft die Möglichkeit, zu den kargen Erwirtschaftungen aus ihren Höfen etwas hinzu zu verdienen. Die jetzt zwar mehr oder weniger freien Bauern verarmten also und viele verließen ihr Land, manche total überschuldet, bei Nacht und Nebel. Die sogenannten „Tagelöhner“ sind ein Produkt dieser Ära.

In diese Zeit gehört auch der Streit zwischen der Obrigkeit und dem Klein Berkenthiner Hufner Hans Dorendorf wegen seines unerlaubten Torfhandels⁹⁾. Soweit aus den im Ratzeburger Kreisarchiv erhaltenen Unterlagen ersichtlich ist, hatte er den für den Bedarf der Dorfschaft bestimmten Torf abgebaut und auf eigene Rechnung verkauft – und das wohl des Öfteren. Ein umfangreicher Schriftwechsel liegt dazu vor; leider erfahren wir aber nichts über den Ausgang dieses Streites.

Andere Möglichkeiten des Zuerwerbs gab es trotz der günstigen Lage Berkenthins an der „Salzstraße“ nicht; der Stecknitz-Kanal, der Groß- und Klein Berkenthin voneinander trennte, war kein Kanal nach unseren heutigen Vorstellungen. Es handelte sich um die sich durch



Abbildung 5:
Hier auf dem ehemaligen Kirchhof rund um die Berkenthiner Kirche, im Bereich der den verstorbenen Stecknitzfahrern reservierten Fläche, mag sich die Begebenheit um die den toten Stecknitzfahrern ein wenig zu nahe gekommene Leiche abgespielt haben.



Abbildung 6:
Keine Kammerschleuse, sondern nur ein Stauwehr, dessen Klappe alle paar Tage bei genügend hohem Wasserstand geöffnet wurde und die Durchfahrt freigab. Die Boote fuhren dann mit dem Wasserschwall abwärts oder wurden mühsam von Land aus gegen den Strom gezogen.

das breite Tal schlängelnde Stecknitz, die zu einer durchgehenden Verbindung zwischen Elbe und Trave erweitert wurde. Im Bereich des Dorfes gehörte dazu eine Schleuse mit dem Schleusenmeister und seiner Familie; im gesamten Kirchspiel Berkenthin gab es noch einige weitere Schleusen. Auch die aber brachten den Menschen im Dorf kaum zusätzliche Arbeit.

Der Kanal war nicht mit Schleusenanlagen ausgestattet, wie wir sie heute als Kammerschleusen kennen; es waren einfache große Klappen, die das Wasser aufstauten. Stand es dann hoch genug und hatten sich vor dem Tor einige Boote gesammelt, wurde – und das geschah meist nur alle paar Tage – das Tor geöffnet und mit einem gewaltigen Wasserschwall schossen die Boote in den tiefer liegenden Teil der Stecknitz. Das hört sich einfach an, war aber immer wieder ein sehr gefährlicher Vorgang und führte oft zu Unfällen. So mancher Tote aus dem Bereich der Stecknitzschifffahrt wurde in Berkenthin oder auf einem anderen der am Flusslauf liegenden Friedhöfe zu Grabe getragen.

Und dann war da noch die Sache mit dem Militärdienst, die dem Herzogtum arg zusetzte. Krieg und Militärdienst wollte hier eigentlich niemand: die Dörfler nicht, die Güter nicht und auch nicht die herzogliche Regierung in Ratzeburg. Man wollte nicht auf „Brüder“ schießen, man wollte keine Kriege, man wollte sich die auch nicht aufzwingen lassen und notfalls floh man vor dem Kriegsdienst ins Ausland – das war dann oft die im Holsteinischen gelegene Nachbargemeinde.

„Ausland“ waren für die Bewohner des Herzogtums Lauenburg, das um 1800 zu Hannover gehörte, bereits die Nachbardörfer im dänisch verwalteten Holstein. Es war die Zeit der Kleinstaaten und diese gehörten keineswegs einem einheitlichen, übergeordneten Staatenverbund an – dazu sollte es erst einige Jahrzehnte später kommen.

Vor diesem Hintergrund ist der Fortgang der Geschichte der „Dorendorf“ und deren „Auswanderung“ ins Dorf Meiendorf und die dortige „Dänenheide“ zu verstehen. Hinzu kamen persönliche Schicksale, wie die Geschichte weiter zu berichten weiß:

Sie heirateten dann: Am 9. September 1808 läuteten in Groß Berkenthin die Glocken und Heinrich Joachim Hinrich Dorendorf heiratete seine Margaretha Magdalena geb. Vorrath. Beide ahnten zu dieser Zeit nicht, wohin ihr Weg sie führen würde. Er, in Klein Berkenthin als 3. Sohn eines Bauern geboren, zog mit ihr, der jüngsten Tochter des Jochim Vorrath (Stammbaum: eingekreiste 6), nach Groß Berkenthin. Dort bewohnten sie ein der Kirche gehörendes Haus an der Ecke, an der heute die Dorfstraße nach links abknickt und zur Kanalschleuse sowie dann weiter nach Klein Berkenthin führt. Aber so weit ist die Geschichte noch nicht; sehen wir zurück auf jene „Dorendorf“, welche für das junge Paar bereits Urgroßeltern waren.

Um 1650 wurde ein „Johan Dorendorf“ geboren (Stammbaum: eingekreiste 1) und ein Kirchenbucheintrag von 1681 berichtet von der Taufe seines in Klein Berkenthin geborenen Sohnes Claß Dieterich, dem wir auch unter dem Namen Dietericus begegnen¹⁰⁾ (Stammbaum: eingekreiste 2). Unter anderem hinterließ der wiederum einen Sohn, Hinrich Dorendorf (Stammbaum: eingekreiste 4). Dem Kirchenbucheintrag nach wurde er am 6. November 1722 geboren. Im Jahre 1748, und zwar am 8. November, heiratete dieser seine Dorothea Magdalena, eine in Rondeshagen geborene Vorrath, 20 Jahre alt¹¹⁾. Ein Enkelsohn der beiden (Stammbaum: eingekreiste 7), Heinrich Joachim Hinrich Dohrendorf, wird sechzig Jahre später erneut eine Vorrath aus Rondeshagen heiraten, eben jene Margaretha Magdalena, die mir

am Kirchberg flüchtig begegnet war.

Schon wesentlich mehr wissen wir über Hinrich Dorendorfs am 6. März 1749 in Klein Berkenthin geborenen Sohn Johan Jochim Dorendorff¹²⁾ (Stammbaum: eingekreiste 5). Die Pastoren waren inzwischen dem Kirchenbuch gegenüber mitteilbarer geworden und so kennen wir sogar die Namen seiner Taufpaten bzw. „Gevattern“, wie man damals sagte. Es waren da ein Jochim Ehlers aus Sierksrade, Johann Dorendorf aus Goldewitz, Jochim Schütt aus Klein Berkenthin, Anna Catharina Seemanns aus Rondeshagen und Chatarina Margaretha Seemanns aus Klein Berkenthin.

Was im Einzelnen die Schreibweise der Namen betrifft, ist Vielfalt und grenzenlose Kreativität des Schreibers zu bewundern. Da schreiben sich die Dorendorf mit „h“ als „Dohrendorf“ oder mit zwei „ff“ als „Dorendorff“ und dann sind da noch die „Dorendorffen“. Gelegentlich heiratete da sogar ein sich wie auch immer schreibender „Dorendorf“ eine geborene „Dorendorf“. Wenn man weiß, wie sorgfältig gerade in solchen Fragen die Kirche – sprich: der Pastor – über die Verhältnisse wachte und „verdächtige“ Verbindungen gerne als „Blutschande“ bezeichnete, merkt man, dass hier zu damaliger Zeit bereits über mehrere Generationen zurückliegende Stammbaum-Verzweigungen bekannt gewesen sein müssen.

1774 wird dieser Johan Jochim Dorendorf seine Sophia Henriette Catharina, geb. Nora, geboren im Mai 1753, heiraten¹³⁾. Sie bringt einen ungewöhnlichen Familiennamen ins Dorf. Die Schreibweise des Namens ist ein wenig umstritten, denn wir finden auch den Namen „Nore“. Wer war sie und woher kam sie? Geschwister zu ihr begegnen uns in Rondeshagen und Sierksrade. Auch der Vater ist aufzufinden: 1712 geboren, wird er erstmalig in Rondeshagen erwähnt¹⁴⁾. Verheiratet mit der 1707 geborenen Anna Elisabeth, geb. Krohn, wohnte er den Angaben nach in Klein Berkenthin oder zog zumindest im Laufe seines Lebens dort hin¹⁵⁾. Schneidermeister war er; es überrascht dann, dass er als Lehrer in Rondeshagen bekannt wurde¹⁶⁾; das war um 1740. Er starb 1769 und nur einige Jahre später, 1776, folgte ihm seine Frau. Der Name „Nora“ oder „Nore“ verschwindet damit wieder aus dieser Gegend.

Von Sophia Henriette Catharina kennen wir keine Taufpaten. Sie dürfte es aber gewesen sein, die durch ihren Vater des Lesens und Schreibens gelehrt wurde. Lesen zu lernen war damals nicht allgemein üblich; die Kinder wurden bei der Arbeit und auf dem Feld benötigt und auch die Obrigkeit hatte etwas gegen das Erforderliche übersteigende Bildung; galten Bildung und Aufklärung doch als Grundlage des „Aufrührertums“ und das machte Angst. Obrigkeit, Gutsherr und Kirche waren sich einig und verteidigten ihre Privilegien: Jeder hatte doch seinen festen Platz auf Erden und das sollte auch gerne so bleiben.

Doch längst hatte der Geist auch der „kleinen Leute“ begonnen, aufrührerisch zu denken. Nun kam Lesen und Schreiben gerade zur rechten Zeit – oder hatte das Lesen und Schreiben seinerseits gerade die Emanzipationsbestrebungen bestärkt? Auch auf den Dörfern erkannte der eine oder andere bei einem Blick über den Tellerrand – sozusagen „über das Tal der Wakenitz hinaus“ –, dass die Welt dort bereits im Umbruch begriffen war.

Eigentlich war das mit dem Schreiben jedoch so nicht vorgesehen. Sophie, wie wir sie jetzt mal in Kurzform nennen wollen, wird bei ihrem Vater das Lesen des Catechismus gelernt haben – so wie einige andere Kinder auch. Schnell wird sie begriffen haben, dass es nicht nur darum ging, den Text auswendig zu lernen und aufzusagen, sondern dass man mit diesen krakeligen Figuren auf dem Papier auch etwas anderes anfangen konnte.

Wie könnte damals der Stolz eines Vaters größer gewesen sein als der auf seine derart gelehrsame Tochter! Nachdem Sophie geheiratet hatte und nun

den Hof in Klein Berkenthin mit ihrem Mann bewirtschaftete, kamen einige Kinder hinzu. Aus dieser Zeit liegen Hinweise vor, dass ihr Ehemann, der Johan Jochim Dorendorf, ebenfalls des Lesens und vor allem auch des Schreibens mächtig war¹⁷⁾. Das sollte nicht überraschen und es ist nicht abwegig anzunehmen, dass er das bereits bei seinem Schwiegervater als dessen Schüler erlernt hatte. Wenn dann zu jener Zeit in einer Ehe beide Partner lasen und schrieben, hinterließ dies sicher Spuren. Vereinfacht hätte man später gesagt: Ein kluger Kopf, wenn auch ein Bauer!

Bewirtschaftet wurde ein Hof im oberen Teil von Klein Berkenthin, heute neben dem in späteren Jahren angelegten Neuen Friedhof. Es handelt sich um ein hoch gelegenes Gelände, das direkt an das breite Stecknitztal anschließt. Die Flurkarte von 1776 zeigt sehr schön das kleine Dorf – zu klein, um den Kindern auch Mittelpunkt des späteren Lebens zu werden. Bei mehreren Geschwistern konnte nur einer den Hof übernehmen und das war der Älteste. Üblich war, dass dem Jüngsten nicht viel mehr als eine Stellung als Knecht blieb. Aber diese Zeit war keineswegs so unsozial, wie sie heute immer wieder dargestellt wird.

Die Bauern, und das war der bei weitem größte Teil der Bevölkerung, versorgten nicht nur ihre Töchter durch eine Mitgift, auch für die nachgeborenen Söhne wurde zumeist eine erträgliche Zukunft organisiert. Als dritter Sohn dieser Ehe hatte der 1789 geborene Heinrich¹⁸⁾ Jochim Hinrich Dohrendorf aber keine Aussicht auf einen Hof. Seine Mutter, Schulmeisters Tochter, wird alles darangesetzt haben, dass er ordentlich Lesen und Schreiben lernte. Wenn er schon nicht Bauer werden konnte, dann sollte er wenigstens eine gute Grundlage erhalten, um durchs Leben zu kommen. Aus späterer Sicht sollte sich das mehr als gelohnt haben: Fast siebzig Jahre alt, wird er später einmal auf seinem Hof in der Dänenheide die Augen schließen und es zu mehr als nur einem „Bauern, der auch lesen und schreiben kann“ gebracht haben.

Zunächst einmal heiratete er im September 1808 in Groß Berkenthin seine Margaretha Magdalena, jüngste Tochter des Jochim Vorrath. Und damit bin ich wieder bei meiner Träumerei auf dem Kirchberg und ich höre noch ihre leisen Schritte hin zur hölzernen Brücke über die Stecknitz und hinauf zum Hof...

Am Tag der Trauung war er gerade 19 Jahre alt und sie ganze 22 Jahre. Normal war das für damalige Zeiten keineswegs, denn erst mit 30 Jahren wurde der Mann volljährig und es bedurfte für solche Verbindungen höchster Einwilligung. Ehen derart junger Menschen waren aber auch keine wirkliche Ausnahme und es ging mehr um die wirtschaftliche Absicherung des Paares sowie der Väter, die so früh noch keineswegs aufs Altenteil wollten. Und welche junge Frau wollte schon als Dienstmädchen in das Haus der Schwiegereltern einziehen.

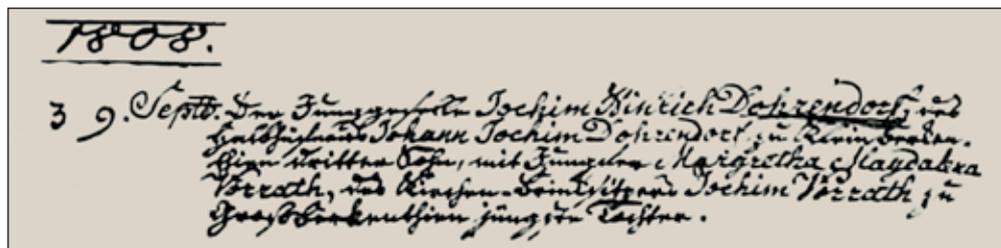


Abbildung 7:
Unter Eintrag Nummer 3 vom 9. September 1808 finden wir Jochim Hinrich Dohrendorf und Margaretha Magdalena Vorrath im Kirchenbuch der Kirchengemeinde Berkenthin verzeichnet. Das Buch befindet sich heute im Kirchenarchiv des Kirchenkreises Lübeck-Lauenburg, eine Kopie im Archiv des Kreises Herzogtum Lauenburg in Ratzeburg.

Die beiden bekamen ihre Heiratserlaubnis und wohnten nach der Hochzeit vermutlich mit im Elternhaus der Braut in Groß Berkenthin. Ihr Vater scheint ein der Kirche gehörendes Grundstück mit Haus bewohnt zu haben, denn er wird mehrfach als kirchensinspflichtig bezeichnet. Einiges deutet auch darauf hin, dass er als Weber tätig war. Leider wissen wir über die Handwerker im Dorf zu jener Zeit, im Gegensatz zu den Hufnern, fast nichts.

In beiden Familien war jedoch die Schrift kein Geheimnis und das mag ihnen durchaus zu einer guten Position in der Dorfgemeinschaft oder gar darüber hinaus verholfen haben. Wenig später finden wir den jungen Ehemann dann als Kirchen-Sasse verzeichnet und manches lässt vermuten, dass er eine die Familie ernährende Tätigkeit gefunden hatte. Dem Paar wurde in den folgenden Jahren eine ganze Reihe Kinder geboren, von denen allerdings nicht alle die Kindheit überlebten.

Wenn wir heute wissen, dass sie in dem im Besitz der Kirche befindlichen Haus an der Ecke des Weges zur Schleuse wohnten und dass dort vermutlich auch die Post untergebracht war, lebten sie wohl an dem Ort des Dorfes, an dem sie Neuigkeiten und Nachrichten am nächsten waren. Briefpost wurde damals in erster Linie per Postkutsche transportiert, darüber hinaus dienten diese auch dem Personenverkehr. Mit ihr kamen also auch Reisende, die übernachteten und Informationen aus dem „Rest der Welt“ mitbrachten. Dies sollte von Bedeutung sein, denn offenbar war neben einer geordneten und geregelten Welt auch Wissen darüber, was anderenorts geschah, für diese Familie sehr wichtig.

Und dann gab es da noch etwas: Die Stecknitz, die die beiden Orte Berkenthin teilte, war ein Teil der legendären Salzstraße, eines Handelsweges, der Lüneburg und seine großen Salzvorräte mit den Häfen der Ostsee, mit Lübeck etwa, verband. Salz, das „Gold des Nordens“, war nicht zu ersetzen – es war das verbreitete Konservierungsmittel für Fische und vieles mehr. Auch zur Haltbarmachung landwirtschaftlicher Produkte wurde es verwendet und die Lagerung von Butter war ohne Salz nicht vorstellbar. Das mit der Butter und dem Salz sollte für das sich bald auf die Reise nach Meiendorf machende Paar noch eine große Bedeutung bekommen, aber wir wollen hier nicht vorgreifen...

Die Zeiten kurz nach 1800 waren alles andere als friedlich. Es herrschten Krieg und Unruhe – irgendwo immer! Und gerade das Herzogtum Lauenburg war trotz seiner geringen Größe und angestrebten Neutralität alles andere als ein ruhender Pol. Aus allen Richtungen kommend, zogen hier fremde Truppen durch, verlangten zu rasten und gepflegt zu werden und bedienten sich in jeder auch noch so verbrecherischen Art: Landsknechte eben. Die „Franzosenzeit“ mit all ihren Einflüssen und viele weitere Unruhen veränderten die Welt.

Nachdem bereits eine Generation zuvor die Umstellung der Landwirtschaft begonnen hatte, führte die Modernisierung jedoch für die Bauern nur bedingt zu mehr Gewinn – zu groß war die wachsende Abgabenlast. Vereinfacht gesagt: Ein kleiner Herrscher lebte über seine Verhältnisse und verlangte immer neue Steuern von seinen Untertanen. Bei denen war aber bald nichts mehr zu holen und so begann er, einzelne Dörfer sukzessive zu beilehen. So ergab es sich, dass Klein Berkenthin zeitweise zwei verschiedenen



Abbildung 8:
Lüneburg – von hier wurde ein Großteil des Salzes nicht nur über Landstraßen, sondern auch per Schiff über den Stecknitz-Kanal zu den Ostseehäfen befördert. Das Tal der Stecknitz verläuft zwischen Groß Berkenthin und Klein Berkenthin.

Herren gehörte.

Das alles waren keine guten Aussichten für ein für damalige Verhältnisse gebildetes Paar mittleren Alters. Immer wieder hatte es von neuen Möglichkeiten in der Landwirtschaft gehört; aus England insbesondere kamen Berichte über effektivere Bewirtschaftungsmethoden, aber bald auch aus dem heutigen Niedersachsen und Dänemark. Das eigene Land aber bekam langsam ein recht großes Problem: Der Boden gab nichts mehr her!

Was war geschehen? Da seit alter Zeit die Äcker immer nur für eine begrenzte Zeit benutzt oder ausgebeutet wurden, dann aber natürlicherweise wegen fehlender Düngung die Erträge oft drastisch einbrachen, wurden regelmäßig wieder neue Fluren angelegt, während die alten verfielen und der Allgemeinheit übergeben und überweidet wurden. Wo sollte der Boden auch Kraft hernehmen, verblieb der einzige Dung doch durch die Weidung der Tiere auf der Allgemeinheit und in den Wäldern außerhalb der Äcker. Auch mit dem, was man als Stallmist bezeichnet, war es nicht weit her. Die Tiere der Bauern düngten den der Obrigkeit beziehungsweise dem Gutsherrn gehörenden Wald, die eigenen Äcker aber bekamen keinen Dung ab. Doch Dünger, sprich Stallmist, konnte man nicht künstlich ohne Stall, Tiere und Stroh herstellen. Es gab kaum eine nachhaltige Lösung, als Notbehelf wurden Plaggen geschlagen – nichts anderes als Soden aus der Heide, die kaum Nährstoffe enthielten. Mit ihnen sollten die Felder etwas aufgefrischt und gedüngt werden, in Wirklichkeit zerstörte man die Heideflächen und diese verloren jeglichen Bewuchs.

Nicht ohne Grund sei dies ein wenig ausführlicher dargestellt, hatte die Krise der Landwirtschaft doch weitreichende Folgen für die Landbevölkerung. Die Entwicklung der Landwirtschaft bewegte sich, positiv gesehen, in Richtung einer massiven Umstrukturierung, doch die Grenzen, an die sie vorher gestoßen war, zeigten starke Auswirkungen auf die gesellschaftliche Struktur. Menschen zogen aus den Dörfern in die Städte und suchten dort ihr Glück, jüngere Söhne der Bauern wollten nicht mehr Knechte sein. Und keiner dachte daran, wie all diese Menschen dort ernährt werden sollten. Die Landwirtschaft war darauf nicht vorbereitet. Kunstdünger stand noch nicht zur Verfügung; erst durch zusätzliche Düngung der Felder mit nichttierischen Rohstoffen erzielte Erfolge konnten sich nur schwer durchsetzen. Mergeln begann sich zu verbreiten, aber es wurde nur sehr zögerlich angenommen.

Es mag dahingestellt sein, in wieweit diese Problematik in Berkenthin erkannt wurde. Auf jeden Fall hatten lesende Menschen die Möglichkeit, sich über derartige Zusammenhänge zu informieren und so wird auch unser Paar da oben an der Ecke im Dorf lesend seinen Horizont erweitert haben. Was aber nun genau den Ausschlag gab, sich neuen Aufgaben zuzuwenden und dabei das bisherige Zuhause aufzugeben, werden wir kaum jemals erfahren.

So um das Jahr 1820, heute vor rund zweihundert Jahren, begann sich gesellschaftlich vieles zu verändern; dabei waren es vermutlich aber auch Zusammenhänge des häuslichen Umfeldes, der eigenen Familie, der Geschwister und Verwandten, die diesen Weg mitbestimmten. Fünf Kinder waren da zu versorgen und 1824 würde ein weiteres hinzu kommen.

An dieser Stelle muss aber auch ein Blick auf die damaligen politischen Gegebenheiten im Herzogtum Lauenburg geworfen werden. Hatten die meisten der unzähligen Kleinstaaten schon eine recht abwechslungsreiche Geschichte, so schien das Herzogtum Lauenburg diese noch zu übertreffen. Nach wechselvollen Zeiten seit der ersten Kolonisation wurde es bis 1689 vom Geschlecht der Askanier regiert. 1689 begann die sogenannte „Hannoversche Zeit“ mit Georg Wilhelm Herzog von Braunschweig-Lüneburg. Ihm folgte 1705 Georg I. Ludwig, Kurfürst von Braunschweig-Lüneburg, ab 1714

auch als Georg I. König von Großbritannien bekannt. Danach regierten unser Herzogtum Georg II. sowie Georg III., beide sowohl Kurfürst von Braunschweig-Lüneburg als auch König von Großbritannien¹⁹⁾.

1803 wurde es dann sehr unruhig. Das Herzogtum wurde französisch besetzt, ging 1805 an Preußen, erlebte eine weitere französische Besetzung von 1806 bis 1810, gehörte 1810 kurzzeitig zum Königreich Westphalen und von 1810 bis 1814 zum französischen Kaiserreich.

Schließlich gelangte es 1814 durch Tausch in die Obhut Dänemarks. Friedrich der VI. König von Dänemark und Herzog von Schleswig-Holstein wurde nun „unser“ oberster Landesherr. Ihm folgten in der Zeit bis 1864 Christian VIII., Friedrich VII. und Christian IX., allesamt Könige von Dänemark und Herzöge von Schleswig-Holstein. – Zu Dänen im heutigen Sinne wurden „wir“ dadurch natürlich nicht, „wir“ blieben Lauenburger oder Holsteiner. Übergeordnet war jedoch Dänemark und aus Kopenhagen wurden „wir“ regiert. Die Zusammenhänge sind etwas kompliziert und Burkhard von Hennings beschreibt sie sehr ausführlich im Jahrbuch für den Kreis Stormarn 2015²⁰⁾.

Unter Wilhelm I., König von Preußen, später Kaiser des Deutschen Reiches, war nach der Niederlage Dänemarks im Krieg gegen Österreich und Preußen ab 1865 Schluss mit der Dänischen Zugehörigkeit Lauenburgs. Unter der Begleitmusik eines wachsenden „deutschen“ Nationalbewusstseins steuerte das Herzogtum, nicht zuletzt unter starkem Einfluss Bismarcks, in Richtung Preußen. Nach der Besetzung Holsteins durch Preußen 1866 wurde Holstein 1876 annektiert und zusammen mit den Herzogtümern Schleswig und Sachsen-Lauenburg als Provinz Schleswig-Holstein in den preußischen Herrschaftsbereich eingegliedert. Das Volk wurde nicht nach seiner Meinung gefragt, aber das war damals auch nicht üblich. Es kam nicht nur Freude auf im Lande und so mancher einstige Befürworter des Anschlusses an Preußen war später enttäuscht.

Die Zugehörigkeit Lauenburgs zu Dänemark zwischen 1814 und 1864 könnte auch Auslöser für den Umzug unserer Familie von Klein Berkenthin nach Meiendorf gewesen sein. Es ist bekannt, dass Dänemark eine Siedlungspolitik betrieb, die bisher nicht genutztes Land zu steuerlichen Einnahmequellen machte. Es ist zu vermuten, dass Siedlungswilligen im nun zu Dänemark gehörigen Herzogtum Lauenburg Möglichkeiten zur Gründung von Höfen in bislang noch unerschlossenen Gegenden geboten wurden. Um das Jahr 1830 waren in vielen Landesteilen hierfür nur noch geringfügig Flächen verfügbar; unser Paar konnte sich offensichtlich noch die Teilnahme an den Siedlungsprogrammen sichern.

Genau wissen wir nicht, mit welchen monetären Mitteln es ihnen möglich war, in Meiendorf Grund und Boden zu erwerben und ein Haus zu bauen. Mutmaßlich waren sie als Anwärter auf zu rodendes Land mit einem Haus für einige Jahre von Abgaben befreit und genossen weitere Vergünstigungen – das war immerhin eine Perspektive für ein Paar mittleren Alters mit einigen Kindern und so entschieden sie sich, diesen Weg zu gehen.

Bisher war dies die Geschichte der Familie Dohrendorf aus Berkenthin im heutigen Kreis Herzogtum Lauenburg. Sie berichtete über das Leben vor einigen Jahrhunderten, über eine Sophie Henriette Catharine Dorendorf, die meine Ururururgroßmutter war, über Johan Dorendorf, um 1650 geboren,



Abbildung 9:
„Copenhagen“ - von hier aus wurde das Herzogtum verwaltet. Die dänische Periode des Herzogtums Lauenburg war auch die Zeit der Schimmelmanns, Berater, Minister und Finanziers am Dänischen Hof. Ihnen gehörte das in Nachbarschaft zu Meiendorf gelegene Schloss Ahrensburg und das in Ahrensburg umbenannte Dorf Woldenhorn.

meinen Ururururururgroßvater, und sie wird im Folgenden, beginnend mit meinen Urururgroßeltern, vom Leben auf der Dänenheide kunden²¹⁾.

Vor rund 200 Jahren fand dieser Umzug statt. Die letzten Eintragungen im Berkenthiner Kirchenbuch verblässen und bereits kurze Zeit später finden wir erste Spuren in den Höfeunterlagen von Meiendorf²²⁾. Es mögen einige Jahre sein, über die wir bisher nicht viel wussten. Doch einige neue Erkenntnisse brachte die Arbeit mit den alten Dokumenten während der letzten Zeit. Und noch eines... – der Kaffee war ausgezeichnet und ist ausgetrunken und der letzte Krümel Kuchen vom Tisch. – Schauen wir mal, wo uns die Berkenthiner jetzt wiederbegegnen werden...

Zu Meiendorf gehörend, dicht an der Grenze zum Ahrensburger Forst Hagen gelegen, angrenzend an das zu Ahrensburg gehörende Ahrensfelde, eine Schnittfläche mit den Dörfern Meilsdorf, Braak, Stapelfeld und Olden-



Abbildung 10:
1818 datiert eine stark beschädigte Karte der Dänenheide. Sie befindet sich im Landesarchiv in Schleswig. Verschiedene Bereiche der zu mehreren Dörfern gehörenden Fläche werden in Detail gezeigt; die dazu gehörigen Dörfer sind nur angedeutet. Interessanterweise finden wir in der Mitte des in der Abbildung dargestellten Ausschnittes genau jene Fläche noch unerschlossen, auf der nur wenige Jahre später der erste Dohrendorfsche Hof mit all seinen Ländereien zu finden sein wird.

felde bildend, von kleinen Tälern mit ihren Bachläufen umgeben und durchzogen: hier liegt sie – die sogenannte „Dänenheide“. Woher ihr Name rührt, darüber wird auch heute noch gestritten. Es war eine – vermutlich recht öde – größere Fläche Land ohne Hinweise auf sinnvolle Nutzung. Trotz der großen landwirtschaftlichen Reform zum Ende des vorhergehenden Jahrhunderts, der Verkoppelung, in deren Verlauf fast alle verfügbaren Flächen der Dorfschaften in steuerträchtiges Ackerland umgewandelt wurden, war hier eine große, ungenutzte, karge Heidefläche liegengeblieben.

Die Bauern fuhren hierher, um Plaggen zu schlagen und damit ihre Äcker anzureichern, um Buschholz für die Feuerung zu holen und um Torf von nur minderer Qualität zu stechen und mühsam in Formkästen erstarren zu lassen. Ansonsten lag die „Dänenheide“ weitgehend brach und nur einige trostlose Fußwege und Fahrspuren durchquerten den Flecken Land. Doch auch

dieser Grund sollte dem Staat Steuern einbringen und also war der auf der Suche nach jemandem, der bereit war, hier mit der Landwirtschaft zu beginnen: zu roden, ein Haus zu bauen und dann die Äcker zu bestellen und einige Jahre später Abgaben zu leisten.

Im Landesarchiv in Schleswig befindet sich das Fragment einer alten Karte²³⁾. Leider sind Teile dieser aus dem Jahr 1818 stammenden Karte stark beschädigt und so fand sie bisher auch kaum Beachtung. Eine Kopie dieser Karte befindet sich im heimatkundlichen Archiv des Kulturvereins Rahlstedt. Bei der Beschreibung der Meiendorfer Bauernhöfe und Familien fand sie bisher keine Würdigung.

Diese Karte kann jedoch als Schlüssel zur Erschließung der Besiedlungsgeschichte der Meiendorfer Dänenheide kurz nach 1800 dienen. Fast die gesamte Dänenheide ist dieser Karte nach zu dieser Zeit bereits verkoppelt und den Meiendorfer Bauern zugeteilt – im Gegensatz zu den Angaben in der Flurkarte von 1786²⁴⁾. Genau jene Fläche aber, auf der dann kurze Zeit später der erste Dohrendorfsche Hof mit all seinen Feldern stehen wird, ist der Karte von 1818 nach noch unberührt, bisher von der Allgemeinheit genutzte Heidefläche.

Und noch etwas zeigt diese Karte: Auch in zu Nachbardörfern gehörenden Teilen der Dänenheide liegen noch kleine Bereiche unerschlossen. Es

ist anzunehmen, dass die Karte allein zu dem Zweck angefertigt wurde, um den noch freien Teil der Heidefläche nach heutigen Begriffen zu „vermarkten“.

Um 1826 hatte ein Jochim Brand bereits einen Versuch unternommen und dort, wo später der Bauernhof entstehen würde, ein kleines Haus errichtet. Viele Siedler begannen damals Aufbau und Rodung und nicht wenige von ihnen gaben das Vorhaben wieder auf. 1830 ging diese erste Siedlungsstelle an einen Christian Schack aus Klein Schenkenberg, der sie aber offensichtlich nur erwarb, um sie dann wieder zu verkaufen²⁶⁾.

1831 wurde Heinrich Joachim Hinrich Dohrendorf dann Besitzer eines noch zu errichtenden Bauernhofes und fast 40 Hektar noch zu kultivierenden Landes. Da saß er nun – vorerst noch in der kleinen Kate, aber keineswegs allein, sondern mit seiner Frau Margaretha Magdalena und einer Handvoll Kinder, einem Leben als letzter Sohn eines Bauern hinter sich und der Ungewissheit vor sich, ob sie es schaffen würden mit dem, was sie sich vorgenommen hatten.

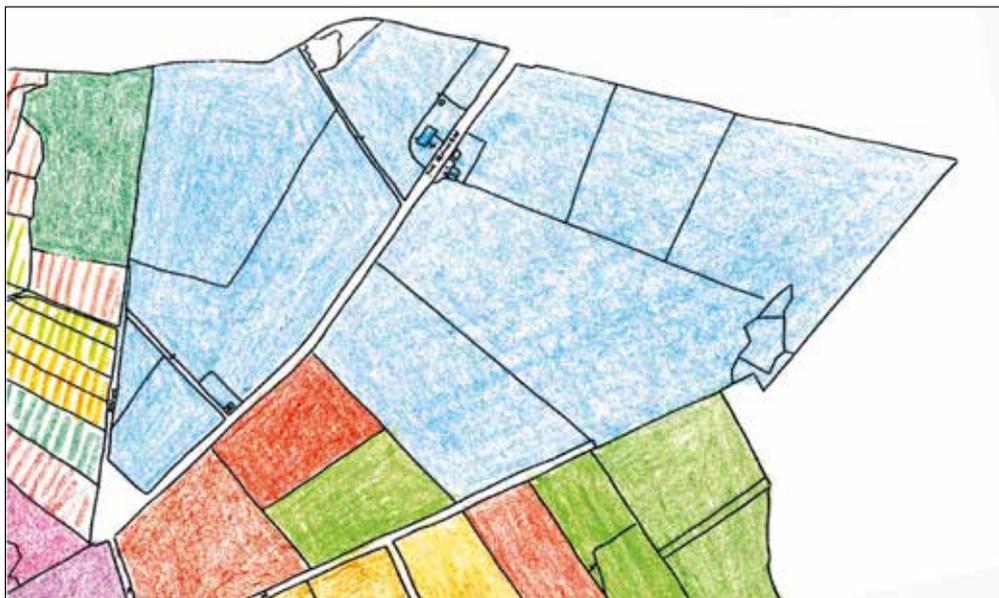


Abbildung 11:

Um 1869, rund 30 Jahre nach Errichtung des neuen Bauernhofes, sah es in diesem Bereich der Dänenheide schon ganz anders aus. Die Kate Rehder / Dohrendorf war bereits errichtet, nordwestlich des Hofes war eine große Mergelgrube entstanden und nur das kleine Dreieck mit den Sandkuhlen ganz unten links in der Abbildung gehörte noch der Allgemeinheit. Was aber das bebaubare Land betraf, so war dies, in heutigen Worten ausgedrückt, „ausverkauft“.²⁵⁾

Auch ich sitze hier mit der Ungewissheit, ob die Geschichte bis zu diesem Punkt ausführlich genug und doch weitgehend der Wirklichkeit entsprechend beschrieben wurde. Versucht habe ich, mich an Fakten und belegbare Vorgänge zu halten und auf unnötige oder gar spekulative Ausschmückungen verzichtet. – Ist man erst einmal in die Erforschung



Abbildung 12:
Mittig des Weges stehend nach Ahrensfelde geht der Blick, vorbei an der viel später entstandenen Ahrensburger »Siedlung Am Hagen«. Rechts des Weges bei den dicken Linden Großmutter's Altenteilshaus, links hinter den mächtigen Eichen und Buchen der Bauernhof. Für einige Jahre sollte dies für mich der tägliche Weg zur Schule werden. Damals standen hier noch Häuser und es lebten viele Menschen, von denen zu erzählen ist.



Abbildung 13:
Diese alten Linden weisen noch heute auf ein ehemals hier stehendes Gebäude hin – Großmutter's Wohnung im Alter. Es war das zum Dohrendorfschen Stammhof gehörende, über viele Jahre als Altenteilkate genutzte Haus. Die durch einen hohen Wall eingefasste Fläche diente seit der Besiedlung um 1830 als Garten. Weiter rechts innerhalb der Umfriedung stand jene Kate, die die Berkenthiner hier einst vorfanden und die ihnen als erste Unterkunft diente. Schnell wurde dann auf der gegenüberliegenden Wegesseite der Bauernhof errichtet.

einer solchen Familiengeschichte eingestiegen, kann es geschehen, dass man ihr sehr nahe kommt und die Figuren zu leben beginnen. In Berkenthin am Kirchberg war die Begegnung nur flüchtig und im Lokal unten an der Brücke war es wohl der Kaffee, der stark genug war, die Geschichte Geschichte sein zu lassen. – Jetzt ging es auf in die Dänenheide. Dort wollte ich sein, bevor Heinrich und Margaretha ankamen, zumindest aber unmittelbar nachdem meine Vorfahren auf der Heide erschienen. Das Auto wurde in direkter Nähe bei der zu Ahrensburg gehörenden Siedlung Am Hagen geparkt und zu Fuß ging es die nur wenigen hundert Meter in das heutige Naturschutzgebiet Höltingbaum. Dort stand ich dann vor Großmutter's Tür. Ein Stacheldrahtzaun trennt heute den Weg von ihrem Garten und ihrem Altenteilshaus und doch hörte ich hinter mir, wohl aus zwanzig Metern Entfernung, meinen Onkel Herrmann sagen: „Kommst nachher noch zu uns rein...“ – und in Gedanken war ich an der Hand meines Vaters auf dem Weg zur Oma. Fast siebzig Jahre liegt das nun zurück...

Einige Jahre später, wohl in der vierten Klasse der nahegelegenen Schule der zu Ahrensburg gehörenden Siedlung Am Hagen, gehörte in den fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts zum Lese-stoff ein kleines Heft mit Sagen aus dem Kreis Stormarn. Die Auswahl an Unterrichtsmaterialien war in diesen Jahren noch nicht sehr umfangreich und so kam wohl niemand an dieser Sammlung alter Sagen vorbei²⁷⁾.

Und so lasen wir: „Auf der ›Dänenheide‹, südlich von Ahrensburg, wohnte in früherer Zeit ein Bauer, der ein wunderbares Buch besaß. Er konnte nämlich damit große und kleine Tiere, die sich in der näheren oder weiteren Umgebung seines Hofes aufhielten, mit Sicherheit herbeilocken. Der alte Hof ist vor Jahren abgebrannt und ein neuer steht heute an seiner Stelle...“ – und einige Zeilen weiter hieß es: „Als nun der Bauer und seine Frau eines Tages zur Stadt fuhren, um ein-

zukaufen, und die 12jährige Tochter allein im Hause blieb, nahm sie aus Langerweile und Neugier das Buch des Vaters vom Schrank herunter und fing an zu lesen. Aber kaum hatte sie den ersten Abschnitt zu Ende gebracht...“ – und dann kommt diese Überlieferung erst so richtig in Fahrt und es soll einen Auflauf von Tieren und viele weitere Wunderlichkeiten gegeben haben. – Mir war sofort klar, dass das Johanna sein musste, meine Urgroßmutter. Mit dieser Geschichte war ich vertraut, und die Fortsetzung erzählt nicht nur von friedlichen wilden Tieren. Aber ich will alles der Reihe nach berichten und somit muss Johanna noch etwas warten...

Erst einmal betrat die Großmutter Johannis, des späteren Mannes Johanna, die Dänenheide. Jene Margaretha Magdalena und ihr Ehemann Heinrich Joachim Hinrich Dohrendorf hatten um das Jahr 1831 das kleine Haus und Land erworben, um dort sesshaft zu werden. Ihr Ziel war es, einen Bauernhof aufzubauen und Vieh zu halten. Davon wollten sie mit ihrer Familie leben; angestrebt wurde aber auch, wesentlich mehr als nur den Eigenbedarf zu erzeugen, vom Erlös der Überschüsse den Lebensstandard zu verbessern und die Landwirtschaft zu erweitern. So jedenfalls ist das Vorhaben aus heutiger Sicht zu deuten.

Doch wie ging es weiter? Es sollten noch mehrere Generationen folgen, bis in den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts auch die letzten Bewohner die Dänenheide verlassen mussten. Deutschland brauchte militärisch zu nutzende Flächen, ein Standortübungsplatz wurde hier eingerichtet. Aber in der Zeit



Abbildung 14:
So sah ihn ein Maler zu Beginn des 20. Jahrhunderts – den Dohrendorf'schen Hof auf der Dänenheide.

davor spielte sich noch sehr viel in dieser etwas einsam gelegenen, traumhaften Gegend ab. Aus dem einen Ehepaar mit seinen Kindern wurden mehrere Familien, einige zogen fort und deren Kinder kamen später zurück in die Dänenheide, andere heirateten in andere Familien ein – und es ist festzustellen, dass fast alle später dort lebenden Familien irgendwie miteinander verwandt sind.

Rehder, Kröger, Ahlers und einige andere zählen zur Verwandtschaft; ein zweiter großer Dohrendorf-Hof wurde vom ersten abgeteilt. Die jungen Frauen heirateten nach auswärts, einigen der Söhne wurden in Richtung Hamburg Milchgeschäfte eingerichtet, diese wurden später veräußert. – Jetzt sind wir schon wieder bei der Milch und somit auch bei der Butter gelandet. Später sollte „Butterbauer aus der Dänenheide“ zum geflügelten Wort werden – natürlich nicht auf Hochdeutsch. Über die Zeit nach der Ankunft auf der Dänenheide, die weitere Entwicklung der Siedlung und manch weitere Begebenheit aus der Familiengeschichte der „Dohrendorf“ wird zu einem späteren Zeitpunkt hier zu lesen sein.

Anmerkungen

- ¹ Kirchenbücher Berkenthin, Archiv Ev.-Luth. Kirchenkreis Lübeck-Lauenburg, Lübeck; KAR, Kopien der Kirchenbücher von Berkenthin
Kirchenbücher Berkenthin, Übertragene und überarbeitete Register dazu, Peter Jürs, 1997
- ² KAR, Kirchenbuch Berkenthin, Übertragen und bearbeitet von Peter Jürs, 1672 bis 1763/1800, Sterbefälle, 1650
- ³ KAR, desgleichen, Sterbefälle, 1693 Nr. 133
- ⁴ KAR, desgleichen, Geburten/Taufen, 1674 Nr. 78



Abbildung 15:
Die Bauernhöfe mit ihren Äckern, Wiesen und Weideflächen sind schon seit über einem halben Jahrhundert von der Dänenheide verschwunden. Nach Jahren militärischer Nutzung als Standortübungsplatz entstand vor einigen Jahren ein der Öffentlichkeit weitgehend zugängliches Naturschutzgebiet im Nahbereich des Hamburger Stadtteils Rahlstedt.

- 5 KAR, desgleichen, Sterbefälle, 1688 Nr. 31
- 6 Ausarbeitung durch Verfasser nach den Kopien der Kirchenbüchern von Berkenthin im KAR
- 7 KAR, Kirchenbuch Berkenthin, Übertragen und bearbeitet von Peter Jürs, 1672 bis 1763/1800, Geburten/Taufen, 1681 Nr. 352
- 8 Grabstätten der Stecknitzfahrer entlang des Kanals, unter: www.rondeshagen.com/Grabstätten
- 9 KAR, Gutsarchiv Klein Berkenthin Nr. 27
- 10 KAR, Kirchenbuch Berkenthin, Übertragen und bearbeitet von Peter Jürs, 1672 bis 1763/1800, Geburten/Taufen, 1681 Nr. 352
- 11 KAR, Kirchenbuch Berkenthin, Übertragen und bearbeitet von Peter Jürs, 1672 bis 1763/1800, Eheschließungen, 1748 Nr. 179
- 12 KAR, Kirchenbuch Berkenthin, Übertragen und bearbeitet von Peter Jürs, 1672 bis 1763/1800, Geburten/Taufen, 1681 Nr. 1758
- 13 KAR, Kirchenbuch Berkenthin, Übertragen und bearbeitet von Peter Jürs, 1672 bis 1763/1800, Eheschließungen, 1774 Nr. 438, Taufregister, 1753 Nr. 3874
- 14 KAR, Kirchenbuch Berkenthin, Übertragen und bearbeitet von Peter Jürs, 1672 bis 1763/1800, Sterbefälle, 1769 Nr. 1362, »Mster Lorenz Ihsbrand Nora, Schneider in Kl. Berkentien 57 Jahr alt«
- 15 KAR, Kirchenbuch Berkenthin, Übertragen und bearbeitet von Peter Jürs, 1672 bis 1763/1800, Konfirmation Sohn, 1752 Nr. 631, Konfirmation Tochter, 1760 Nr. 858
- 16 Internetseite www.rondeshagen.com/Schule (1736, Schulmeister Lorentz Nora, ursprünglicher Beruf Schneidermeister)
- 17 KAR, Abt. 2, Amt Ratzeburg, 203, 69 und 72, Abstellung der Naturallasten, dazu die Unterschriften
- 18 Der Vorname »Heinrich« vor und zusätzlich zu »Jochim Hinrich« ist mehrfach zu finden
- 19 entnommen: »wikipedia« Herzogtum Sachsen-Lauenburg, jedoch nicht zitiert!
- 20 Burkhard von Hennings, Jahrbuch für den Kreis Stormarn 2015, ab Seite 102
- 21 Weitere eigene Ergebnisse zur Familienforschung liegen unveröffentlicht vor.
- 22 Mutterrolle und Steuerunterlagen des Dorfes Meiendorf (Kopien); Archiv des Rahlstedter Kulturvereins e.V.
- 23 Landesarchiv-Schleswig-Holstein Abt. 402 A 3 Nr. 172
- 24 Original im Landesarchiv-Schleswig-Holstein, Kopien im Archiv des Rahlstedter Kulturvereins e.V.
- 25 Jürgen Wittern in Rahlstedter Jahrbuch für Geschichte & Kultur 2010, Die Meiendorfer Flurkarte von 1869...
- 26 Jürgen Wittern in Rahlstedter Jahrbuch für Geschichte & Kultur 2010, Seite 68 sowie Aufzeichnung Mohrmann (Archiv Herrmann) jetzt im Archiv des Rahlstedter Kulturvereins e.V.
- 27 Dr. Alfred Ursinus: Stormarnsagen; »50. Ein Wunderbuch«; 1950 Druck u. Verlag J. Schütte, Bad Oldesloe

Neben den angeführten Quellen wurden für diesen Artikel umfangreiche schriftliche Unterlagen aus dem Nachlass meines Vaters Wilhelm Dohrendorf, Pölitz, Geburtsjahrgang 1915, hinzugezogen.

Abbildungsnachweis

- Abb. 1: Kartenausschnitt Kreis Stormarn und Herzogtum Lauenburg im Jahre 2015, Landesamt für Vermessung und Geoinformation Schleswig-Holstein
- Abb. 2: Kirche Berkenthin; Foto: Verfasser
- Abb. 3: Flurkarte Klein Berkenthin von 1780; Kreisarchiv Herzogtum Lauenburg, Abt. 5 Nr. 1-463
- Abb. 4: Vereinfachter Stammbaum für die Zeit vor 1833 der nach Meiendorf auswandernden Familie Dohrendorf; Zeichnung: Verfasser
- Abb. 5: Begrenzungssteine des Gräberfeldes der Stecknitzfahrer in Berkenthin; Foto: Verfasser
- Abb. 6: Nach einer lizenzfreien Ansichtskarte der Dückerschleuse aus dem Jahre 1900
- Abb. 7: Eintragung der Eheschliessung von Jochim Hinrich Dohrendorf und Margaretha Magdalena Vorrath im Kirchenbuch. KAR, Kopie Kirchenbuch Berkenthin, Trauungen 1801 bis 1854, 1808 Nr. 3
- Abb. 8: Lüneburg nach einem Stich von 1686; im Besitz des Verfassers
- Abb. 9: Copennhagen nach einem Stich von 1686; im Besitz des Verfassers
- Abb. 10: Karte der Dänenheide 1818; Landesarchiv-Schleswig-Holstein Abt. 402 A 3 Nr. 172
- Abb. 11: Jürgen Wittern, in: Rahlstedter Jahrbuch für Geschichte & Kultur 2010, Die Meiendorfer Flurkarte von 1869...
- Abb. 12: Weg zwischen den Häusern in der Dänenheide heute; Foto: Verfasser
- Abb. 13: Die alten Linden am Standort des ehemaligen Altenteilshauses; Foto: Verfasser
- Abb. 14: Der Dohrendorfsche Stammhof zu Beginn des 20. Jahrhunderts; Gemälde: Maler unbekannt; in Familienbesitz



Wir bewegen Rahlstedt.

Dein Sportverein

AMTV Hamburg

Rahlstedter Straße 159
22143 Hamburg
Tel.: 040 – 675 95 06
Fax: 040 – 675 95 080
www.amtv.de
info@amtv.de

Ein Rundgang zu Kunst und Kultur über den Rahlstedter Friedhof



Abbildung 1:
Edelmann-Bronzefigur



Abbildung 2:
Christusfigur

Eigentlich ist so ein Friedhof insgesamt Kultur. Nämlich die Kultur, wie wir unsere Toten bestatten. Charles de Gaulle soll es so auch einmal gesagt haben: „Die Kultur eines Volkes erkennt man daran, wie es seine Toten bestattet.“ Dieser Rundgang beschäftigt sich mit ausgewählten Kunstwerken und besonderen Grabmalen. So lässt sich auch auf dem Rahlstedter Friedhof der Wandel der Kultur nachvollziehen. Ich möchte Sie einladen, mir auf einem kleinen Rundgang zu ein paar besonderen Kunstwerken über den Friedhof zu folgen. Dies können Sie im Geiste mit diesem Text machen oder aber Sie erkunden den Rundgang selber. Mit einem kleinen Plan, den es am Schaukasten des Friedhofes gibt, lässt sich dieser Rundgang auch selbst gut nachvollziehen. Oder Sie nutzen eine der öffentlichen Führungen zum Beispiel zu den Rahlstedter Kulturwochen.

Beginnen wir vor der Kapelle. Hier fallen drei schmiedeeiserne Arbeiten ins Auge. Es handelt sich um Arbeiten des Eckernförder Metallbildhauers Nils Winderlich. Diese drei Kunstwerke haben ihren endgültigen Platz auf dem Friedhof noch nicht gefunden. Sie können von Grabnutzern erworben werden und als Grabmal auf einem Grab Verwendung finden. Die beiden Arbeiten auf den Sandsteinsokkeln haben keinen Titel. Das Werk auf dem Granitsockel heißt „Der Schwan“.

Wir begeben uns nun in das Feld 12 links neben der Kapelle, hier fällt dem Betrachter recht schnell eine Bronzefigur auf einer Grabstätte auf. Ein junges Paar betrachtet einen Schmetterling, welcher sich in ihren Händen niedergelassen hat. Dieses Kunstwerk wurde vom Rahlstedter Künstler Hanno Edelmann geschaffen. Es ist jetzt das Grabmal für sein eigenes Grab. Hanno Edelmann starb im Jahr 2013.

Wenn wir dem Weg folgen, stoßen wir im Feld 30 auf eine aus einem Marmorblock gehauene Christusfigur. Diese Christusfigur wurde 1926 von einem uns noch unbekanntem Bildhauer geschaffen. Auf der Rückseite steht die Inschrift: „Entstanden in Zeiten großer Not unserer lieben Kirche in Ehrfurcht dargebracht durch den Deutsch Evangelischen Frauenbund und die Gemeinden des Amtsbezirkes Alt-Rahlstedt.“ Die Inschrift ist ein Hinweis darauf, dass diese Christusfigur einmal den Altarraum der Alt-Rahlstedter Kirche schmückte. Bei einer Rekonstruktion des ursprünglichen Kirchraumes ist aufgefallen, dass diese Figur erst viel später hinzugefügt wurde. Daher fand sie dann ihren Platz auf dem Friedhof. Nun dient sie dem Gedenken aller auf dem Friedhof Bestatteten, deren Gräber aufgehoben wurden. Außerdem werden hier Gebeine aus ganz Hamburg beigesetzt, die bei Ausgrabungen freigelegt werden. Die letzte Beisetzung waren Gebeine aus dem 12.–13. Jh.

Diese wurden am Hopfenmarkt bei Ausgrabungen im Bereich der alten Hammaburg gefunden.

Ansonsten ist dieses Grabfeld Pastoren vorbehalten.

Nun wird unser Blick von einem imposanten Grabmal angezogen, dem „Rosen-Mädchen“ auf dem Grab des Dichters Detlev von Liliencron. Dieses Grabmal wurde von dem Bildhauer Richard Luksch geschaffen und nimmt eine Anlehnung an ein Gedicht von Liliencron, welches er 1909 im Jahr seines Todes für seine eigene Beerdigung geschrieben hat:

Begräbnis

*Wenn letzter Donner fern verrollt
Nach dunkler Sommerstunde:
Schon winkt ein erstes Wolkengold
Dem regensatten Grunde.*

*Die Sonne küßt die Gräser wach,
Die lieben Lerchen singen,
Es trägt der Wind den blauen Tag
Empor auf kühlen Schwingen.*

*In solcher Stunde senkt mich ein,
Viel Müh ist nicht vonnöten,
Es wird die Erde hinterdrein
Mir rasch den Sarg verlöten.*

*Streut Rosen in das Grab
Und spielt Trompetenstücke;
Dann brecht mir meinen Wanderstab
Mit fester Hand in Stücke!*

*Es fiel ein Blatt vom Baum, es fiel
Durch fruchtbeschwerte Äste.
Nun geht zu euerm eignen Ziel,
Ihr meine letzten Gäste!*

*Zum eignen Ziel geht spielbereit,
Schwenkt hoch die Trauerfahnen,
Froh, daß ihr noch auf Erden seid
Und nicht bei euern Ahnen!*

Ein Relief im Sockel widmet sich der militärischen Laufbahn des Dichters. Das gesamte Grab steht unter Denkmalschutz.

Wir lassen das Liliencron-Grab links liegen und stoßen ein paar Meter weiter rechter Hand auf die Familiengrabstätte Grimm. Mit ihren imposanten Säulen ist sie nicht zu übersehen und verweist mit diesen zugleich auf die frühere Tätigkeit der Familie Grimm als Bauunternehmer, hauptsächlich für Villen. Besonders fällt hier eine sitzende trauernde Frau auf. Diese bildhauerische Arbeit soll auch von Richard Luksch geschaffen worden sein. Hierfür fehlen allerdings derzeit noch eindeutige Belege.



Abbildung 3:
Rosen-Mädchen, Grab des Dichters Detlev von Liliencron



Abbildung 4:
Familiengrabstätte Grimm



Abbildung 5:
Familiengrab Remstedt



Abbildung 6:
Ältestes Grab von 1837 Hebamme Frercks



Abbildung 7:
Baum des Lebens



Abbildung 8:
Familiengrab Stöcker

Wenn wir nun dem Hauptweg weiter folgen und an der nächsten Möglichkeit links abbiegen, können wir in Feld 5 linker Hand das Grab des Kapitäns John Behrens sehen. Zu entdecken ist hier auf dem um 1911 entstandenen Grabmal das Bronzerelief eines Schiffes. Vielleicht das letzte Schiff des Kapitän Behrens?

Wir gehen weiter und biegen am nächsten Hauptweg nach rechts ab. Nach einiger Wegestrecke können wir links im Feld 8 noch ein altes gusseisernes Kreuz aus dem Jahre 1851 hinter dem Grab der Familie Soltau entdecken.

Ein Stückchen weiter fällt uns dann im Feld 2 rechts das Familiengrab der Familie Remstedt auf. Dieses 1915 geschaffene Grabmal ist das eindrucksvollste im Jugendstil gefertigte Grabmal, welches noch erhalten ist.

Ein Feld weiter auf der rechten Seite ist dann ein weiteres gusseisernes Kreuz zu sehen. Es handelt sich um das älteste auf dem Friedhof noch erhaltene Grab aus dem Jahre 1837. Hier ist die kirchliche Hebamme Frercks bestattet. Dieses Grabfeld 1 war ursprünglich einmal nur Kirchenmitarbeitern vorbehalten.

Nun sind wir fast am Ende des Friedhofes angekommen. Wir gehen jetzt zwischen den Grabfeldern 1 und 2 hindurch auf den östlichen Hauptweg und biegen hier rechts ab. Wir passieren erneut die Grabstätten Grimm und Liliencron, bis wir linker Hand in Feld 23 auf ein neues helles Grabmal mit einer kleinen Stadt auf seiner Spitze stoßen. Es handelt sich um eine Auftragsarbeit aus dem Jahr 2015, die der Steinmetz und Bildhauer Kai Birkefeld von der Firma Braun und Kohler entworfen und geschaffen hat. Dieses Gemeinschaftsgrab stellt auf dem Friedhof eine Alternative zu einer anonymen Beisetzung dar. Da der Friedhof die Grabpflege übernimmt, müssen sich auch hier die Angehörigen nicht um die Pflege kümmern. Da das Grabmal ebenfalls gemeinsam finanziert wird, gibt es so die Möglichkeit, dass Steinmetz und Bildhauer einmal ganz frei arbeiten können.

Wenn Sie möchten, finden Sie bei einem Abstecher in das Feld 23 die verschiedensten Gemeinschaftsgrabmale von den unterschiedlichsten Steinmetzen. Jedes Jahr kommt ein neues hinzu.

Wir folgen dem Hauptgang nun bis zur nächsten Wegekreuzung, wenn wir hier nach rechts abbiegen, sehen wir unser derzeit größtes Kunstwerk, den „Lebensbaum“ von Peer-Oliver Nau.

Dieses Kunstwerk wurde von Peer-Oliver Nau aus einer 125 Jahre alten Eiche mit der Motorsäge geschnitzt. Im Stamm wird das alltägliche Leben dargestellt. Peer-Oliver-Nau hat die blühenden und dornigen Momente des Lebens mit Rosenranken, die die eine oder andere Alltagsszene umranken, interpretiert. Mittelpunkt im Stamm ist der Ewigkeitsbriefkasten. Dieser reicht bis weit hinunter ins Erdreich und nimmt Briefe an die Verstorbenen auf. Die Briefe vergehen im Erdreich und gelangen so zu den Verstorbenen auf dem Friedhof. Zwei Engel halten Lebenswege und verdeutlichen damit, dass all unsere Wege von Engeln begleitet werden: so auch unser letzter Weg. Wir sehen hier Szenen aus dem letzten Abschnitt des Lebens. Ob im Krankenhaus oder bei einem Autounfall: Jedes Leben auf der Erde, auch das des kleinen Wellen-

sittichs, ist irgendwann vorbei. Aber es gibt ein Leben nach dem Tod. Wir wissen nicht, wie es ist, aber wir wissen, dass es ein Leben nach dem Tod gibt. Peer-Oliver Nau stellt das Leben nach dem Tod mit einem fröhlichen Schaukeln in den Wolken dar. Über dem Engel sehen wir eine Abschiedsszene. Der Mann stirbt und wird von einer unbekanntem Kraft auf den Friedhof gezogen. Seine Frau versucht ihn noch festzuhalten, aber er entgleitet ihren Händen. Die beiden werden schließlich durch einen Riss im Stamm voneinander getrennt. Der Riss bedeutet nicht nur das Ende des Baumes, sondern auch das Ende der Beziehung zwischen diesen beiden Menschen. Trost spendet der Keimling, der deutlich macht, dass aus jedem Abschied etwas Neues entsteht.

Wenn wir nun dem Hauptweg etwas nach links in Richtung des ausgestreckten Armes folgen, ehen wir auf der rechten Seite das Familiengrab Stöcker. Das Grabmal wird von einer Bronze geprägt, die den heiligen Christophorus darstellt, der einen kleinen Jungen über den Fluss trägt. Der in Rahlstedt aufgewachsene Künstler Bernd Stöcker hat diese Figur für das Grab seiner Eltern gewählt, da sein Vater sich als Statiker auch ein Leben lang immer mit tragenden Bauteilen beschäftigt hat.

Hier endet unser kleiner Rundgang, der natürlich nicht alles zeigen konnte. Wenn Sie möchten, liegt der „Neue Friedhofsteil“ nun noch vor Ihnen, und Sie können selber auf Entdeckungsreise gehen.



Seit 1948 in Rahlstedt



**Ihr Fachgeschäft für Taschen,
Reisegepäck & Accessoires**

Rahlstedter Bahnhofstraße 14 · 22143 Hamburg
Tel. 677 25 40 · www.lederwaren-niederstadt.de

Heinrich Steinhagen – Die Achterbahnfahrt eines deutschen Expressionisten

Betrachtet man das Leben dieses Künstlers als Achterbahnfahrt, so begann die später wilde Fahrt Heinrich Steinhagens sehr ruhig und gemächlich auf der kleinen Ostseeinsel Poel. Dort erblickt er am 10. September 1880 das Licht der Welt und wird neben drei Schwestern zum geforderten, aber nur mäßig geförderten Filius, auf dem große Hoffnungen ruhen. Bereits als kleines Kind begeistert er sich für alles Plastische: Er beobachtet genau seine Umgebung, Menschen und Tiere, Gebäude und Natur – vor allem die unzählbaren Wechselspiele des ihn anziehenden Meeres und beginnt, seine Eindrücke detailgetreu zu zeichnen.

Seiner Leidenschaft, das Gesehene auf Papier zu bannen, folgend, entscheidet sich der Adoleszente Steinhagen schon in jungen Jahren für den Beruf des bildenden Künstlers und absolviert 1896 eine Malerlehre in Wismar. Parallel beginnt er mit Drucken. Es entstehen erste Serien, die seine Heimat portraitieren. Doch die dort anschließende Arbeit als Dekorationsmaler erfüllt ihn nicht. Nach einem kurzen Akademiebesuch und autodidaktischen Studien zieht es ihn schließlich noch vor der Jahrhundertwende in die Freie und Hansestadt Hamburg, wo er schnell zum Protégé des Kunsthallendirektors Alfred Lichtwark avanciert. 1898 stellt dieser ihm ein eigenes Atelier zur Verfügung und kauft sukzessive Werke für die Kunsthalle an. Steinhagen verdient sein Geld weiterhin überwiegend mit Grafik, die wenigen Ölgemälde sind noch teils naturalistisch, teils impressionistisch, jedoch durchweg positiv und in ruhigem Duktus gehalten. Für den jungen, euphorischen Maler geht es nun langsam aber stetig bergauf.

Beruflich wie privat kann er Fuß fassen, sich als Maler und Bildhauer in der Hamburger Kunstszene etablieren und 1902 seine erste Frau, Ottilie Klügel, heiraten. Mit ihr bekommt er zwei Kinder, die nach dem Tod der Mutter zunächst von deren Schwester betreut werden, bis alle drei nach Südamerika emigrieren und Ende der Zwanziger Jahre in Guatemala unter mysteriösen Umständen ums Leben kommen.



Abbildung 1:
Heuwagen – Kohlezeichnung, weiß gehöht, 38 x 48 cm



Abbildung 2:
Barkasse – Öl, Leinwand, 45 x 56 cm

Ab 1900 entstehen verschiedene ländliche Darstellungen, Stadtansichten und zahlreiche Portraits seines Umfeldes. 1909, mittlerweile im eigenen Staatsatelier der Hamburger Kunsthalle, produziert er den 42-teiligen Wismar-Zyklus, zahlreiche Landschafts-, Natur- und Gesellschaftszenen in zunächst drei der vier klassischen Hauptgattungen der bildenden Künste – Malerei, Grafik und Bildhauerei. Diese komplettiert er später mit dem selbst entworfenen, eigenhändig gebauten und zum Gesamtkunstwerk ausgestalteten Rahlstedter Schloss um die vierte Gattung, Architektur.

1912 gewinnt Steinhagen den 1. Preis des Internationalen Grafik-Wettbewerbs in Prag und bekommt damit nicht nur internationale Anerkennung, sondern gewinnt auch zunehmend mehr Vertrauen in die eigene Kunst. Es gelingen ihm sogar trotz chronischer Finanznot die für deutsche Künstler so wichtigen autodidaktischen Bildungsreisen nach Frankreich und Italien in der Tradition Goethes, der Reisen in diese beiden Länder als essentielle Geistes- und Gefühlsbildung eines jeden frei schaffenden Künstlers ansah – und zwar nicht nur, um sich künstlerisch an den großen Meistern, wie dem von Steinhagen so verehrten Leonardo da Vinci, zu schulen und dabei auch ein wenig das südländische *savoir vivre* kennenzulernen, sondern vor allen Dingen, um sich selbst in der Fremde zu erfahren. Frei nach Heimito von Doderer, der Reisen als das Loslösen vom Pfahl des eigenen Ichs beschrieb.

Diese erste Zeitspanne bis 1913/14 ist retrospektiv wohl als die unbeschwerteste seines Lebens zu bezeichnen, denn von diesem Hoch ging es nun das erste Mal sehr schnell und steil bergab. Der Erste Weltkrieg stand vor der Tür und der abrupte Wechsel von ausgeglichener Zufriedenheit und erwartungsvoller, zukunftsfreudiger Hingabe an Kunst und Familie, und zumindest zeitweise wohl in dieser Reihenfolge, manifestiert sich neben anderen persönlichen Notizen und Werken vor allem in dem kleinen aber feinen Holzschnitt „Neujahrsgruß“, den Heinrich Steinhagen vor dem Jahreswechsel an Verwandte, Freunde und Förderer verschickte. Die Karte zeigt eine grazile Nackte, die geradezu verheißungsvoll, offen und positiv gespannt in den Sternenhimmel blickt – neben ihr der Wasserfall des Lebens, über ihr und den Sternen das Jahr 1914. Hier blickt ein Künstler noch vollkommen positiv und offen auf das neue Jahr – ohne zu wissen, dass es für ihn zum Beginn der emotionalen Talfahrt seines Lebens in die Tiefen des menschlichen und zivilisatorischen Grauens werden wird.

Es folgen Fronteinsätze in Frankreich, wo er anfangs trotzdem noch Zeit für kubistische Werke findet, die in einer Sonderausstellung gezeigt werden und in Russland, wo er eine Kirche mit großen Deckenfresken verziert. Doch es dominiert der Anblick von Krieg und Zerstörung, was den kompletten Wechsel der Motivsituation und Bildsprache einleitet.

Drastische Kriegsdarstellungen, die das Leid von Mensch und Tier ver-



Abbildung 3:
Segelboote im Sonnenschein – Öl, Leinwand, 34,5 x 53,5 cm



Abbildung 4:
Ziehende Wolken – Öl, Leinwand, 73,5 x 97 cm

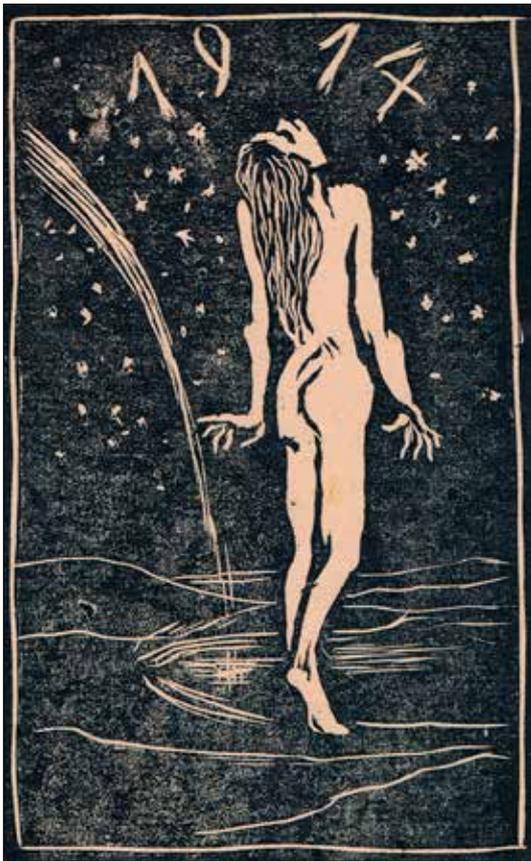


Abbildung 5:
Neujahrsgruß

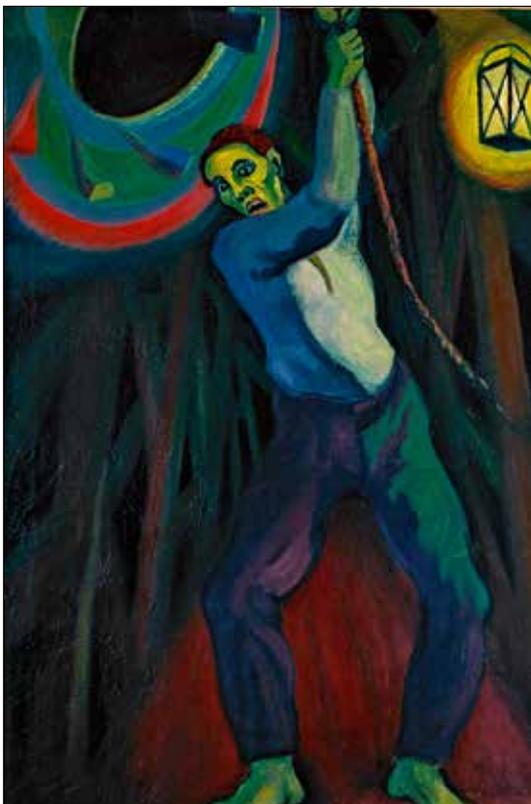


Abbildung 6:
Feuerglocke

deutlichen, folgen nun en masse, unter anderem mit dem Radierungs-Zyklus „In Feindesland“, der sich heute nur noch im kalifornischen Los Angeles County Museum of Art vollständig befindet. Diverse Holzschnitte zeigen Handgranatenwerfer im Schützengraben, umgeben von Explosionen und Bombenkratern, Maschinengewehrzenen mit hellem Mündungsfeuer, Fliehende und Kriegsgefangene, aber auch verendende Schlachtpferde. Als für den deutschen Expressionismus dieser Zeit einziges und damit bedeutendes Werk zur Kriegsdarstellung wird von Kunsthistorikern die so ausschließlich von Steinhagen vorliegende, eindrucksvolle Abbildung des Luftkampfes im Ersten Weltkrieg betont. Sein großformatiger Holzschnitt Luftkampf zeigt in einmaliger Art und Weise die waghalsigen Flugmanöver der Doppeldecker als neuer Dimension einer sich veränderten, um den Luftraum erweiterten Kriegsführung.

1917 desertiert Steinhagen schwer verwundet. Völlig konsterniert ob der Geschehnisse, verstört durch das Gesehene und Erlebte, malt er ein Jahr später das Pastell „Der Blick“. Das Halbakt-Selbstportrait von 1918 zeigt Steinhagen im Feldlazarett nur mit einem als Decke dienenden Leinensack. Der goldene Hintergrund symbolisiert einerseits die gewaltigen Bombenexplosionen außerhalb des Militärzeltes als persönliche Gefahr für ihn als Individuum, den einfachen resignierten Soldaten, und damit das Kriegsinferno auch sinnbildlich als generelle Bedrohung der gesamten menschlichen Zivilisation.

Andererseits spiegeln sich aber auch zugleich Sonnenunter- und Sonnenaufgang als Ende, Karthasis und anschließender Neubeginn darin wider. Es stellt sowohl persönlich als auch gesellschaftspolitisch eine menschliche und historische Zäsur dar, den Wendepunkt durch ein Ende und einen anschließenden, aber zum Zeitpunkt der Werksproduktion noch unbekanntem Neubeginn, was sich schließlich im von der gefährlichen Situation losgelösten Blick Steinhagens ausdrückt. Sein Blick schweift in die Ferne, sein Geist wandert in eskapistischer Manier, überlegt, wie ein Neubeginn nach dem Ende aussehen möge.

So bildet dieses Werk nach vier Jahren Krieg auch den persönlichen Wandel des Menschen Steinhagen, die damit einhergehende kommunistisch-pazifistische Weltanschauung und auch latent bereits den eingeläuteten Bild- und Duktus-Wechsel ab. Seine Sicht hat sich geändert – schaute seine elegante Nackte von 1913 symbolisch noch vollkommen optimistisch auf das nächste Jahr, blickt der desillusionierte Künstler nun reflektierend und nicht nur körperlich geschunden, sondern auch seelisch tief verletzt auf politisch unsichere Zeiten der deutschen Nation und schließlich in die ungewisse Zukunft seiner selbst. Von nun an geht es ihm um die künstlerische Darstellung seiner Gefühlswelt, den expressiven Ausdruck seines Denkens.

Als er nach Hamburg zurückkehrt, hat er durch den Tod seines wichtigsten Förderers, Lichtwark, das Atelier verloren, der neue Direktor der Hamburger Kunsthalle, Pauli, präferiert andere Maler. Steinhagens Versuch, mit Pistole und Handgranate bewaffnet, seinen früheren Status einzufordern, bringt ihm ein Hausverbot in der Kunsthalle ein, das in puncto Ausstellungen bis heute nachzuhalten scheint.

Streit mit den Kulturverantwortlichen, Beziehungsschwierig-

keiten aufgrund einer parallelen Liaison und Problemen der Frau, die aber später, nach ihrem Tod und trotz neuer, zweiter Frau einen Ehrenplatz erhalten wird, sowie das folgende, mysteriöse Verschwinden der beiden ersten Kinder ergeben nach und nach eine schwierige Gesamtsituation.

Steinhagen widmet sich nun, im persönlichen Tal, ausschließlich dem Werk, malt, druckt und produziert Plastiken wie ein Besessener, bildet sich selbst in allen Formen des Daseins ab. Zudem engagiert er sich politisch, tritt in die Kommunistische Partei ein und nimmt wieder an Ausstellungen teil.

1919 initiiert und gründet er als Pendant zu Gruppen wie dem Blauen Reiter und der Brücke, die Wiener, Berliner und die Hamburgische Sezession. Er wird Erster Vorsitzender und gestaltet den Eröffnungsholzschnitt „Tanz des Lebens“ für die erste Ausstellung der Künstlergemeinschaft. Freundschaften zu Maler-Kollegen wie Johannes Wüsten, Ernst Barlach oder den Maetzels, aber auch Schriftstellern wie Stefan George oder Hans-Henny Jahn werden zunehmend enger und bilden die Grundlage für die in den 1920er Jahren stattfindenden, rauschenden Künstlerfeste.

Doch so sehr man sich auch persönlich schätzt, bleibt die fachliche Diskussion über Stil und Form einer der wesentlichen Streitpunkte zwischen den einzelnen Mitgliedern, die allesamt Wege zur Moderne suchen, zwischen Avantgarde und Anpassung – für Steinhagen kommt aber nur erstere in Betracht und so macht er sich, gerade wieder einigermaßen gefestigt, in ruhigeren Bahnen und im Aufwind nach dem Tief des Ersten Weltkriegs wieder auf zu neuen Ufern. Er verkauft sein gesamtes Oeuvres an den Kunsthändler Sommer am Wallhof und kauft von dem Geld 8.000 Quadratmeter Land in Rahlstedt. Nun will er das ganz Große, das monumentale Werk schaffen, das über allem steht und beginnt mit dem Bau seines Künstlerhauses, das von Anfang an als Gesamtkunstwerk konzipiert ist. Er tritt bereits 1920 wieder aus der Sezession aus, um sich ganz seinem Traum vom eigenen Heim zu widmen. Aus dem Lehm des Grundstücks brennt er Ziegel in eigenen Öfen, sammelt Altmaterialien in der Nachbarschaft, schlägt schwarz Bäume im nahegelegenen Forst und baut eigenhändig von 1920 bis 1924 ein Schloss, das bis zu 18 Meter hoch ist – immer im Dauerclinch mit der Hamburger Baubehörde, die regelmäßig Anträge ablehnt und das Gebäude ohne Statikberechnung als einsturzgefährdet deklariert. Steinhagen kümmert dies wenig – bei Baustelleninspektionen monierte und verbotene Anbau-Pläne – seine Visionen – setzt er heimlich trotzdem um und baut einfach nachts im Mondschein Seitenflügel und zusätzliche Verbindungsräume an. An die Fassade des fertigen Baus schreibt er: Und über das Leben gehe das Werk! Trutz allem!

Baustoffe, Nahrung, Kleidung – alles bezahlt er mit Bildern, zieht aber auch mit einem Handwagen durch die vornehmeren Viertel und sammelt für Bedürftige Geld. Den wohlhabenden Spendern gibt er als Dank ein Schreiben, das sie für den Fall einer kommunistischen Revolution als Spender, de-



Abbildung 7:
Pferd beim Hufschmied – Öl, Karton, 44 x 61 cm



Abbildung 8:
Tanz des Lebens

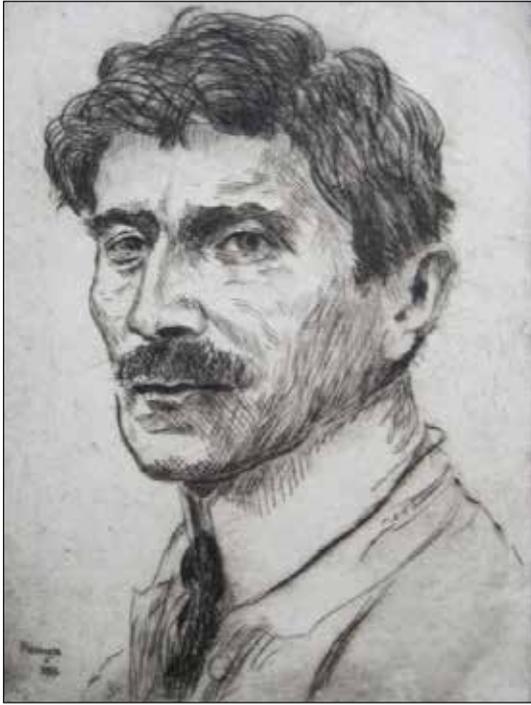


Abbildung 9:
Selbstbildnis – Radierung 50 x 32 cm

ren Häuser zu verschonen seien, ausweisen soll.

Eine ihm angebotene Professur lehnt er zum Entsetzen der stets von Geldsorgen geplagten Frau ab. Die universitäre Kunstakademie sei eine Kunstverderbeanstalt, meint der Expressionist, der längst mit dem kommerziell ausgerichteten Kunstbetrieb und dessen abgehobenen, pseudo-intellektuellen Vertretern abgeschlossen hat. Stattdessen nimmt er mit Carlo Kriete einen Privatschüler auf, dem er trotz eigener Finanzprobleme und vehementer Kritik seiner Frau das erste Jahr an der Akademie bezahlt, um ihn dann Jahre lang selbst zu unterrichten und bei sich wohnen zu lassen.

Probleme und Rückschläge meistert er in dieser Zeit immer wieder. So richtet er beispielsweise die bei einem Orkan in der Silvesternacht 1921/22 eingestürzte Schlagwetterseite seines Schlosses unermüdlich alleine wieder auf.

1928 erscheinen erste Zeitungsartikel über ihn, seine Kunst und vor allem sein Gesamtkunstwerk, das er mittlerweile mit Fresken und in die Wände eingelassenen Skulpturen, selbst gebauten expressionistischen Möbeln, Wandteppichen, Holzbalkenverzierungen, aber auch Gebrauchskeramik und großformatigen Ölgemälden ausgestattet hat. Der Hamburger Anzeiger titelt 1930: „Das Heim eines modernen bildenden Künstlers. Das Gesamtkunstwerk Heinrich Steinhagens“. Darin wohnt er, mittlerweile mit seiner zweiten Frau, Maria Romelé, und weiteren vier Kindern. Das Schloss dient auch als Atelier, Ausstellungsraum und Treffpunkt für seine Künstlerfreunde mit Lesungen und Diskussionsrunden, in der großen Musikhalle mit Orgel finden Konzerte statt.

Gäste gehen ein und aus. So wird neben anderen auch Emil Nolde während eines Hamburg-Aufenthaltes drei Wochen bei ihm wohnen und sich mit ihm intensiv über Kunst, vor allem das Meer, austauschen. Aber jeder ist Steinhagen willkommen. Als er eines Tages in einem seiner vielen Zimmer einen Landstreicher schlafen sieht, weckt er ihn und fragt, was er hier wolle. Die lapidare Antwort: Er habe von Steinhagens propagiertem Sozialismus der Tat

und seiner Großzügigkeit gehört und im übrigen schon vor Wochen sein Lager dort aufgeschlagen. Steinhagen lässt ihn gewähren, denn Platz genug bietet das Anwesen allemal. Und über allem thront, im Dachfirst des Schlosses eingeritzt, sein Credo: Leben Ja, Arbeit Ja, Freude Ja – trutz allem!

Die betont wertschätzende Darstellung körperlicher Arbeit, des Alltags der einfachen Land- und Stadtbevölkerung lösen die sehr dunklen Werke nun zeitweise wieder ab. In den 1920er Jahren folgen auch die Abbildung von Leichtigkeit, Erotik und Ekstase.

Badende-Gemälde, tanzende Paare und Akte dominieren nun die Öle, Umarmungen, Liebespaare und die Mutter als Zentrum der Familie bestimmen die Skulpturen. Der für die verstorbene erste Frau eingerichtete Urnenhof wird um sein plastisches Hauptwerk, die Gruppe „Sein und Werden“, ergänzt, die die Entwicklung des Menschen im extrem sezessionistischen Stil darstellt. Der Erfolg des eigenen Gesamtkunstwerks aber auch die Harmonie der Familie führen nach

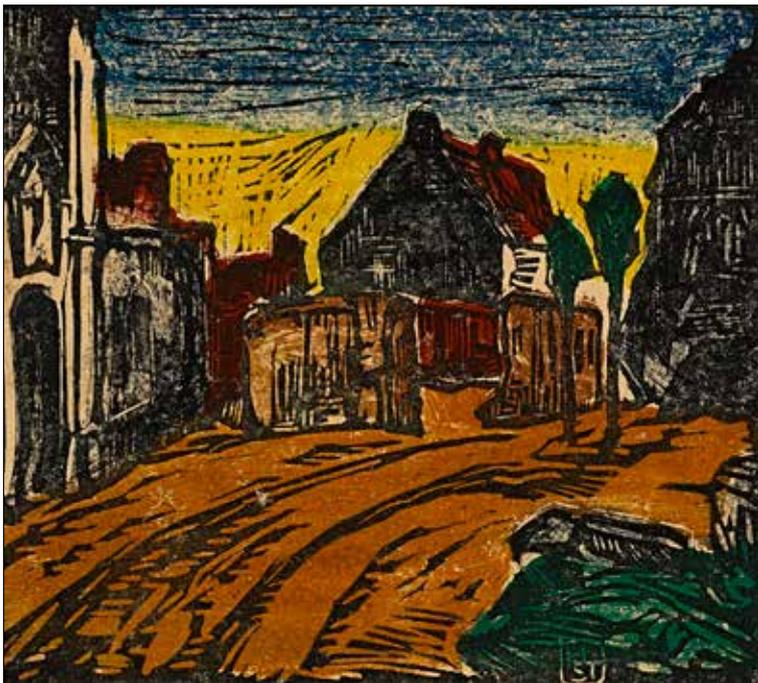


Abbildung 10:
Holzschnitt Haus

dem Tiefpunkt und trotz größter Armut wieder zu neuen Höhen.

Doch es droht erneut Ungemach. Von Beginn an betrachtet Steinhagen die nationalsozialistische Bewegung argwöhnisch und weist visionär bereits 1930 mit Lithografien auf die Gefahr hin, wenn ein Mann mit kurzem Bart und Flöte auf die Bildmitte zusteuert, ihm verführte Menschenmassen folgen und im Hintergrund durch die Münchner Frauenkirche der Ausgangsort der NSDAP angedeutet wird – Titel: „Der Rattenfänger“. Er sieht die von ihm als Totengräber Deutschlands bezeichneten Demagogen als elementare Gefahr, als personifiziertes Unheil des deutschen Volkes und lässt die Nationalsozialisten drei Jahre vor der Machtübernahme bildlich Totenköpfe säen und wird diesen Lithografie-Zyklus nach 1945 mit einer Tusche wieder aufgreifen. Sie zeigt Hitler, den Verführer mit einer Sichel vor dem Schlachtfeld der Totenköpfe und ist simpel betitelt: „Er fährt die Ernte ein“.

Ab 1933 beginnt dann für ihn persönlich die zweite Talfahrt – als sogenannter entarteter und zeitweise mit Arbeitsverbot belegter Künstler werden Werke beschlagnahmt, seine im gleichen Jahr geborene jüngste Tochter Lore nennt er das erste Hitler-Baby. 1937 wird auch das große Selbstportrait aus der Hamburger Kunsthalle entfernt und als entartete Kunst diskreditiert, er selbst als aktiver Widerständler und offener Gegner der NS-Diktatur immer wieder diffamiert.

Schließlich steht am 27. Dezember 1937 mitten in der Nacht das ganze Schloss in Flammen. Heinrich läuft rein und raus, rettet aus dem lichterloh brennenden Haus Werke, um sie im Gartenteich in Sicherheit zu bringen. Erst am Ende fragt er seine Frau, ob sie die fünf Kinder herausgeholt habe. Das Künstlerhaus brennt bis auf die Grundmauern ab. Wodurch das Feuer entstand, blieb, wie so vieles, ungeklärt. Ob die SA das Schloss anzündete, die bereits mehrfach Aktionen gegen den unliebsamen Freidenker durchgeführt hatte, wie er und andere meinten, oder, wie ihm vorgeworfen wurde, ein angeblich überhitzter Tonofen bei einer nächtlichen Glasur den Brand verursachte, wurde nie eindeutig verifiziert. Für einen Anschlag sprechen jedoch die Zeitzeugenaussagen und die gesellschaftlichspolitische Gesamtsituation des verfeimten Künstlers.

Aber auch dieser Brand lässt Steinhagen nicht von seinem Weg abweichen – ganz im Gegenteil: Zu seinem Elan, Arbeitseifer, Fleiß und absoluten Willen zum Werk gesellt sich nun noch Wut. Sein Freund, der Architekt des Chilehauses, Prof. Fritz Höger, hilft ihm, einen Plan zur Umgestaltung des Hauses einzureichen. Schon 1938 wird „mit besonderen Bedingungen“ die Baugenehmigung zum Wiederaufbau des Schlosses erteilt. Unter abenteuerlichen Umständen baut er das Schloss ein zweites Mal komplett allein auf, schuftet Tag und Nacht. Ein beklagenswerter Großteil des Werkes aber ging in den Flammen verloren und blieb unwiederbringlich.

Der unnachgiebige Widerstand gegen die NS-Diktatur blieb allerdings nun



Abbildung 11:
Badende und Reiter – Öl, Papier, Karton, 38,5 x 43,5 cm



Abbildung 12:
Steinhagen

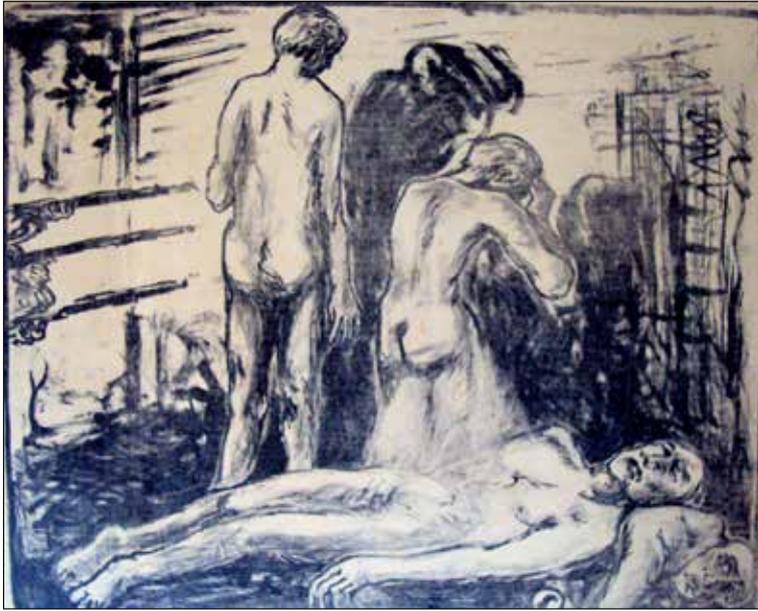


Abbildung 13:
Neuengamme

noch vehementer bestehen – in Werk und Worten kritisiert er die menschlichen Abgründen der ihn umgebenden gesellschaftlichen Entwicklung, die er bereits hatte kommen sehen. Nach dem Tod des Sohnes Harald, der 1940 als Pilot bei Verdun abstürzt, werden seine politischen Beschwerden immer lauter. Öffentlich beleidigt er Hitler, zeigt seine Verachtung für die gesamte Führungsriege und deren Ziele, gibt seine Ablehnung der Ideologie jedem, auch ungefragt, preis. Sofort wird er mehrfach durch Nachbarn mit Parteibuch denunziert und schließlich im Konzentrationslager Neuengamme als politischer Häftling interniert. Heraus kommt er nur mit ärgster Müh und Not, noch verstörter als nach dem Ersten Weltkrieg, physisch wie psychisch vollkommen konsterniert, ohne Worte für das Erlebte, er äußert sich nur noch mit Bildern. Lediglich zwei dieser besonderen Werke blieben erhalten, die das Unfassbare abbilden – eine aschgraue Zeichnung zeigt Leichenberge, Nackte und Geschundene, im Hintergrund Arbeiter,

denn auch wenn Neuengamme kein Vernichtungs-, sondern ein Konzentrationslager war, fand doch auch hier die perfide Methode Vernichtung durch Arbeit statt, die sich beispielsweise in den körperlich schwersten Zwangsarbeiten, dem Erdaushub zur Elbvertiefung niederschlugen. Das daneben existierende Aquarell zeigt einen Erhängten mit dem schlichten Titel „Gehängt“.

Von nun an zieht sich Steinhagen zurück und arbeitet im Verborgenen, schreitet abends mit seiner jüngsten Tochter durch den parkähnlichen Garten und betet zusammen mit ihr bei der Operation Gomorrha und weiteren Luftangriffen der Alliierten auf Hamburg, dass bloß das Haus nicht getroffen werden möge, um anschließend doch wieder nach Glas zu suchen, um die durch Druckwellen zerborstenen Fensterscheiben mühsam zu ersetzen. Er zeigt der interessierten Tochter aber auch die Kunst der Bildhauerei und des Skulpturenbrennens am Tonofen, begeistert sie neben der Malerei für die Musik an Orgel und Flügel.

Ab dem 20. Juli taucht er unter, fährt, wie vorher schon öfters, mit dem Fahrrad von Hamburg nach Flensburg, um sich dort bei seinem Freund und Galeristen, Hattesen, in einem Geheimzimmer vor den Nationalsozialisten zu verstecken. Die Werke werden immer dunkler, ebenso wie Gemüt und Verfassung. Von Schrecken und Pein sowie körperlichen Leiden geplagt, kehrt er nach Kriegsende wieder nach Rahlstedt zurück und arbeitet völlig ausgemergelt noch mit schweren Lithografiesteinen auf den Beinen im Bett bis zum Schluss.

Von dieser zweiten, erschütternden Abfahrt zwischen 1933 und 1945 erholt sich Heinrich Steinhagen nicht mehr und verstirbt am 19. Juli 1948 in seinem langsam verfallenden Schloss künstlerischer Träume und menschlicher Phantasien.

Das durch den Brand zerstörte und als NS-Raubkunst verschwundene Werk, sowie frühe, umfangreiche Verkäufe nach Dänemark und in die USA, aber auch enormer Diebstahl und Veruntreuung führten zum Verlust des überwiegenden Werkes des Künstlers, insbesondere seiner, in zeitgenössischen Katalogen abgebildeten, kubistischen Darstellungen, so dass das Werkverzeichnis seiner Biografie mit etwas mehr als 1.000 Werken nur einen Bruchteil des Geschaffenen darstellt.

1963 geht dann auch sein Hauptwerk für die Nachwelt endgültig verlo-

ren. Als eines der vier norddeutschen Gesamtkunstwerke, neben denen von Bossard, Jahn und Hablik, muss es dem Projekt Neues Wohnen weichen. Das Schloss von Rahlstedt, in dem noch eine Künstlerkommune wohnte, wurde wieder in die Lehmkuhle zurückgeschoben, aus der Heinrich Steinhagen es einst erschaffen hatte.

Und so wechselten im Leben dieses deutschen Expressionisten Berg- und Talfahrten einander ab, die er allesamt und unermüdlich auf die Leinwand bannte. Zeiten der dunkelgrauen, aber auch der hellblauen Töne ergaben so die Palette seines Lebens.

Abbildungsnachweis

Abb. 1 bis 13: Benedikt Scheper

	KARL BÖTTGER GMBH
Hamburg+Norderstedt Telefon: 040/ 672 34 85 www.rohstoffzentrum.de	<ul style="list-style-type: none">◆ Sand und Kies◆ Natursteine◆ Mutterboden◆ Spielsand und Findlinge◆ Containerdienst


MEISTER JOSUWEIT SCHUHMACHERHANDWERK

KULTUR FÄNGT BEI DEN SCHUHEN AN. MEHRERE GENERATIONEN ERFAHRUNG STECKEN IN JEDER JOSUWEIT-REPARATUR.
BOIZENBURGER WEG 2 D-22143 HAMBURG TELEFON 677 33 25

Rahlstedter Geschichten

DE RAHLSTEDTER MIDD

Wat mi allens opfullen is...

De Rahlstedter Midd? Dor speelt sick nakloor allens af, wat mit Hannel un Wannel to doon hett. Dat is uns Inkoopzenter mit't Parkhuus. Un natüürli allens, wat dor ümrüm liggen deit. De Footgängerzoon Schweriner Straat, Bohnhoffstraat un Boizenborger Weg.

Wat sick de Rahlstedter Midd in de verleden Johren doch wannelt hett. Uns Inkoopzenter is 2009 ümbuut worrn un denn „Rahlstedt Arcaden“ nöömt. Man ohn Ümbuu heet dat Inkoopzenter nu wedder „Rahlstedt Center“. Passt ok veel beter, meen ik.

Bi „Rahlstedt Arcaden“ harr 'k ok jümmers de Arcaden vergevens söcht. Ik kunn un kunn keen Arcaden nich finnen. Kunn je ween, dat ik nich wuss, wat Arcaden sünd. Dorüm harr 'k lever mol in't Book keeken. Un dor stunn: „Von Pfeilern getragene Bogenreihe / offener Bogengang“. Man liekers kunn ik dor keen Böög in finnen. Blots dicke Säulen, de in mennig Steden total in'n Weg stoht. Na goot, laat wi dat...

Aver eendoont – „Rahlstedt Arcaden“ or nu wedder „Rahlstedt Center“ nöömt – is dor nu wat anners worrn? Jo, dat'n in't Parkhuus nu an'n Park-

Automot vörbi mutt, is doch wat beter as fröher. Kriegt'n doch nu seker'n Parkplatz. Sogor bit twee Stünnen frie – wenn, jo, wenn'n wat köpen deit. De Langtiet-Parkers, de vun mornns bit avends veele Plätze blockeert harrn, hebbt se näämli dormit wegjoogt.

Nüüli kumm ik de Schweriner Straat tofoot vun de anner Siet lang. Un wat seh ik? Een Autoslang vun de Ampel Rahlstedter Straat bit an de Ufohrt Zenter-Parkhuus. De lesten stoht, sowiet ik kieken kann, op de schrage Ufohrt-Ramp. Villicht staut se je al wedder ünner bit in den tweeten Keller. Schull dat nich mol ännert warrn? Ik meen, dat mit de Ampel is doch echt'n Problem.

Na'n Inkoop mutt een je op de Siet vun de Schweriner Straat ut dat Zenter-Parkhuus wedder rutfohrn. Dat heet, wenn een denn kann. Annerlest kunn ik dat Malöör sülvst belevn.

Dor weer al in'n tweeten Keller een gräsigen Stau. Un bit na boben heff ik in Snickentempo tomindst fofteihn Minuten, wenn nich sogor länger, in'n Automief tobrecht. Un de Motoorn un Stinkmaschiens – lopen un lopen un lopen. Man de Lüüd koomt eenfach nich rut ut den Bunker. De Ampel an de Eck Rahlstedter/Schweriner Straat schafft dat nich. De hett de Rootsüük. Un dat kriegt se sachs ok nich in Greep, dat dat mol gauer geiht bi soveel Autos. Wat'n Tostand aver ok. Sünnerli an de Marktdaag is dat so. Sünnavendmeddag, wenn all de Lüüd na'n Inkoop gau na Huus fohrn wüllt? Meist een Katastrof is di dat. Soda'n sien Auto in'n tweeten Keller parkt hett, heet dat



Abbildung 1:
Autoslang Ufohrt Zenter-Parkhuus

denn nich blots töven un riekli Gedüür: Nee – ok Ventilators ut un de Finstern dichtmoken. Un denn nich mehr aten, as bi'n Röntgen. Dat weer doch mol wat, wenn dorför Gasmasken un Beruhigungspillen för all de Hiddeligen verdeeln wörrn.

In de John tovör, as se dat oole „Rahlstedt Center“ ümbuut un denn „Rahlstedt Arcaden“ nöömt hebbt, hebbt se ok de Infohrt vun de Meckelborger Straat na't Parkhuus vun't Inkoopzenter anners makt. Dorüm mutt ik mi elkmol argern. Dunntomal weer tominst de Infohrt na't Zenter-Parkhuus nich so kumpelzeert. Dor kunnst direktemang vun de Rahlstedter Straat/Meckelborger Straat ut rinfohrrn.

Ik kumm meist mit'n Auto vun de Rahlstedter Straat. De achter mi, de lever liekut fohrrn will, weet denn nich so recht, wat ik nu moken will. Wiel ik mit'n grote Böög langsam na rechts inswenken doo, mutt he foorts verbiestert op de Brems pedden. Ik mutt näämli eerstmol'n Denkopgaav löösen, mien heelen Grips tosomen kratzen un'n Strategie utkieken, dat ik mit'n besünner Dreih un ohn Malöör üm de enge Kurv kumm. Dat dat nich so licht is, dat süht'n an de Buulen an de Muur, 'neem al mennigeen sien Auto-Profil vörn so'n beten verännert hett. Denn zirkuleer ik also wiederlangs un heel vörsichtig de smalle Spoor „jümmer-an-de-Wand-lang“. Bit ennelk de Parkhuus-Infohrt wedder op Sicht kummt. Dat is warrhaftig'n eenmolig Wunnerwark, harr'k annerswo noch nienich sehn. 'Neem de oole Infohrt weer, tjä – wat praktisch – dor steiht nu'n Schild: „Infohrt verboten!“ Een will je nich verdwars in de Eenbohnstraat rinfohrrn, nich. Un blangen an op'n Beet na'n Footpadd to, wo sinnig aver ok, hebbt se twee lütte Bööm plannt. Wenn de mol na John groot sünd, kann'n in de Harvst- un Wintertiet villicht ohn Gas un Brems üm de Eck glitschen. Man wat an Gröön hebbt wi je doch to geern...

Man liekers heff ik dacht, de Eenbohnstraatregel mit „jümmer-an-de-Wand-lang“ hebbt se för Nich-Plietsche inricht. Heel Plietsche fohrrn näämli vun de Schweriner Straat ut glieks de Anleverstreek an de Gebäud-Siet lang. De kummt denn twoors verdwars op de Infohrt-Siet rut un drängeln un fohrrn opleevst glieks üm de Eck de Parkhuus-Infohrt op or dool. Een mutt je aver an düsse Steed'n Kehr üm 180° moken. Un dat geiht je nich so licht. Heff ik al mehr as eenmol bi een Kalesch sehn. De rangscheer vör un trüch un hen un her, bit he dat doch opgeven mutt. De mutt denn ok, so as all de annern Autofohrrers, de grote Böög nehmen. Dat weer denn even nix...

Nüüli wullen mien Fruu un ik je na't Inkoopzenter. Ik fohrr in Richt Parkhuus. Man wat is dat? Dor steiht'n groten Brummi jüst dor op de Spoor, 'neem ik „jümmer-an-de-Wand-lang“ fohrrn mutt. Un dat Schild „Infohrt verboten“? Weer weg. Na, geiht doch, dach ik, un nehm kort de ool Kurv na de Infohrt in't Parkhuus. Mien Fruu blangen mi seggt natüürli glieks wat dorto: „Wat mokst du denn? Dat is doch nich verlööv't.“ „Doch“, segg ik, „kiek mol, dat Schild is je weg, dennso dörf ik hier ok rinfohrrn. Jichtenswie mutt ik je in't Parkhuus fohrrn.“

Twee Daag later weer vör mi een Autoslang vun de Rahlstedter Straat in Richt na't Zenter-Parkhuus. Fohrrn aver all een achter'n annern oordig „jümmer-an-de-Wand-lang“. Hebbt de dröömt? Ik kiek. Dat Schild is jümmer noch weg, also dröömt de doch all. Man dat weer so'n Slang, dor kunn ik je nu nich einfach anners dor twüschenfohrrn. As ik noch överleggen doo, – (Na, na, na, wat warrt dat denn...) weer mi de Protest vun mien Fruu al wedder seker.

UNS FOOTGÄNGERZOON

Wat mi allens blangenbi dör'n Kopp geiht...

In de Rahlstedter Bohnhoffstraat kann'n in't Fröhjohr drie Rootdoorn-Bööm in vulle Blööt bewunnern. Dree Prachtstücken sünd dat wörrn. Wat se

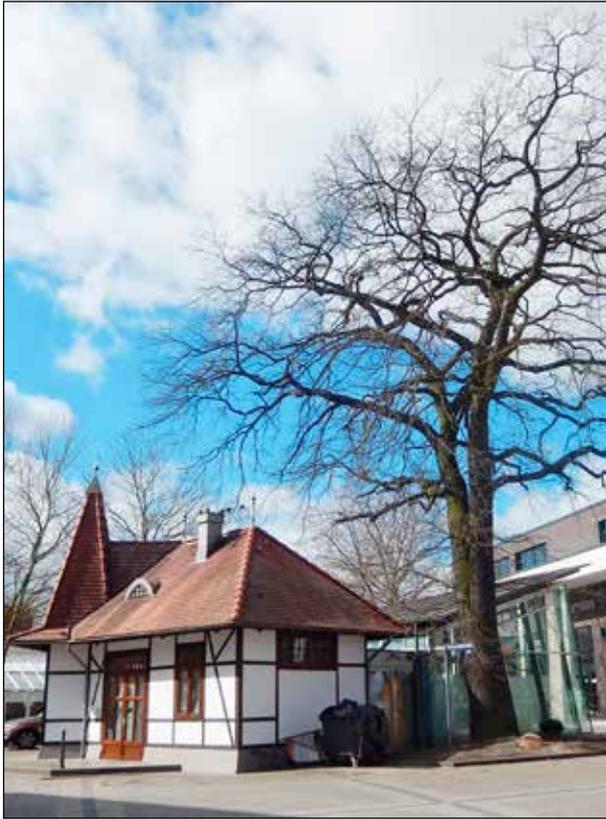


Abbildung 2:
Helmut-Steidl-Platz, mit Eekboom vun 1898



Abbildung 3:
Uns "Eva"

dor vör Johnn plannt hebbt, kriggt sünnnerli in de Blöhtiet'n heel besünnern Pfiff. Un in de Harvsttiet sünd dor bobento ok lüchtroote Frücht to bewunnern. Wat ik afsluut nich höpen will, dat amenn ok düsse Rootdoorns in de Bohnhoffstraataat noch weg mööt. Wenn't sowiet ween schall, för den „Buu-Afsnitt twee“ vun de Bohnhofs-Arcaden?! Wenn't ok villicht'n Ersatz geven deit. Man denn warrn't villicht welk spittelige Bööm, so as in de Schweriner Straat. Dat wörr mi echt truurig moken. Bööm sünd de Grundlaag vun't Leven. Se spennen för uns Minschen ok Schadden un nich blots Suurstoff. Bööm in de Footgängerzoon schullen doch ok noch wat herwiesen. Dat heet, bobento ok dekorativ ween, nich?!

Rahlstedt schall je de gröttste Stadtdeel vun Hamborg ween mit över 82.000 Inwohners. Liekers – för veele Soken giff dat einfach keene Ladens mehr in Rahlstedt. Dor mutt'n annerswo kieken. Wenn't ok in de lokaalen Rahlstedter Bläder anners schreven steiht. Aver riekli Leerstand vun Ladens, de hebbt wi. Un liekers, jümmer mehr warrt dorvun buut. För Leerstand – or wat?? Un dat, wo dat heet, Rahlstedt warrt jümmer grötter un jümmer beliebter as Wahnoort. Wi hebbt je noch nichmol'n S-Bohn för soveel Minschen.

In de Schweriner Straat hebbt wi siet'n Joirstiet an twee Steden so eegenordig böögde Künstler-Metalldееle ut Eddelstahl. Zappelstangen för lütte Kinner to'n klattern, schuckeln un Spooß hebben. Man blots – wanehr klabastern dor welk Kinner op rüm? Twee Mini-Speelplätz för Kinner in uns Footgängerzoon? Wat schullen de dor? Mang all de Lüüd, de vun Loden to Loden hen un her jachtern? Mang de Buten-Utlagen un Warvschillers vör de Ladens?

In de Summertiet in'n Schadden sitten ünner'n Boom, so as fröher? Nee, keene Schangs. Dor dink ik an de ool Kastangenbööm, de in't Fröhjahr jümmer so schön root blöhn deen. De miss ik. Sünd weg! Is'n Jammer! Dor sünd nu Fohradstänner un verdeelt poor heel annere lüttje Bööm, de, wiel noch veel to lütt, kuum opfallen doot. Un kregel Vagelgezwitscher, so as fröher, giff dat nu ok nich mehr. Na, man goot, denn kann mi keen op'n Kopp schieten...

Wenn ik in de Schweriner Straat in'n Laden wat köfft heff, will wedder rutgoohn un sett een Foot na buten, verfehr ik mi jümmers noch. Unglöövsch kiek ik dool. Kloor, eegens weet ik dat je ok – de Stoop is je al lang weg, is nu allens glatt un schier. Siet se dat Plaster mit tweemoligen Anloop in de Footgängerzoon nieg mookt hebbt, söök ik jümmer de Stopen. Dat sitt noch so binnen: Bi'n Rutgoohn – Vörsicht Stoop! Aver schön is dat niege Plaster doch worrn.

EVA UN DE WANDSETERRASSEN

Eva 2 un wat sünst noch...?

Dor steiht de niege „Eva“ nu alleen. Nich bi de Wandseterrassen? Nä, ohn Palmen-Paradies, mang de niegen Sülen-Eeken. So as tofälli dor afstellt – verlaten, merrn op'n groten Platz. Evas Ambiente? Butengastronomie un leddige Placken – mit nix. Bit nu. Man een vun de Eeken steiht Eva teemli neeg vör de Nees. De Sülen-Eeken sünd je so small un hooch,

dat Eva villicht nichmol'n beten Schadden afkriggt. Keen schall „Eva de Tweete“ so afsiets denn nu bewunnern? Na kloor, de Besökers vun de Butengastronomie.

Man wi hebbt nu al 2015 (Stand Mai 2015). Al in't Johr 2014 schull dor wat för de „Belebung Wandseterrassen“ innegang ween. Butenveranstalten? Tss. – Lesungen? Tss. – Konzerte? Tss. – Kinnerspeelplatz? Tss. – Neem blifft denn nu de „Belebung“? Wat schull dor allens makt warrn. Woneem schall'n ok Terrassen sööken, neem eegens blots'n poor Stopen un een smalle Terrass na de Watersiet to finnen is. Dat Rebeet nöömt sick „Grote Wandseterrassen“. Sodra dat in de Summertiet Warmwedder is, warrn dor seker in de Meddagstiet jung Lüüd op de Stopen sitten un ehr Eeten ut „Togo“, ääh – ut de Tüüt geneten.

Un denn gifft dat noch „Lütte Wandseterrassen“. Dat is direktamente an't Inkoopzenter. Dor sünd aver je blots Fohrröd an't Tuun fastmakt. Sünst süht'n dor Lüüd rümstohn, de buten smöken doot. Also ok nix loos. Un na ünner, na de Waterkant to? „Außer Moos nix los.“ Rundüm mit'n Tuun afsparrt. För Fohrröd? Terrassen kann'n dor sünst nich wies warrn.

Annerlest heff ik mi de „Hohenhorster Kulturterrassen“ ankeeken. Un bewunnert. Dor kann'n echt Terrassen to seggen. De Hohenhorster Lüüd sünd mit ehr Veranstalten natüürli beter innegang kamen, wieldat mit mehr Platz ok grötter utbuut worrn is. Wat? Dörf'n de nich mit unse Wandseterrassen verglieken? Un woso nich? Is dat denn een Börger nich verlööv't, mol op eegen Fuust övern Rahlstedter Töllerrand to kieken???

DE STRANDWEG

Wenn een Minsch ohn flegen Hast „entschleunigt“ ...

Bi schön Wedder goh ik je to geern den Spaazerweg lang, de sick „Rahlstedter Uferweg“ nöömt. Vun de Altrahlstedter Kark ut jümmer an de Beek lang, de sick in mennig Böög dör de Landschop slängeln deit. De Rahlstedter Börgers seggt Rahlau, wenn't ok na'n Plaan wükdli de Wandse is. Vörbi an Wischenkuhlen, neem sick na Regendaag dat Water staut. Dor, neem sick de Bööm in't Water speegeln doot. Dor, neem de Verkehrslarm wiet weg is. Keen Automief, aver riekli Vagelpiepen. Dor, neem vun'n lesten Storm de ümknickten Telgen un afbroken Twiegen ligen blievt, bit se verrott sünd. Dor, neem ik in de Wintertiet eenmol den Iesvigel beluurt un bewunnert heff. Dor, neem liesen dat Water in de Beek plätschern deit. Dor, neem de Sünn mang de Telgen un Bläder kiekt, as wenn se di frogen deit: „Na, hier magst wull lustwanneln. Denn geiht di dat ok goot, wat?“ Jo – dor kann een Minsch dat Gröön in de Natuur geneten. Un de frische Aten vun de Bööm spöörn un rüken. To schön düsse Weg. Dorför mook ik ok geern düssen Ümweg.

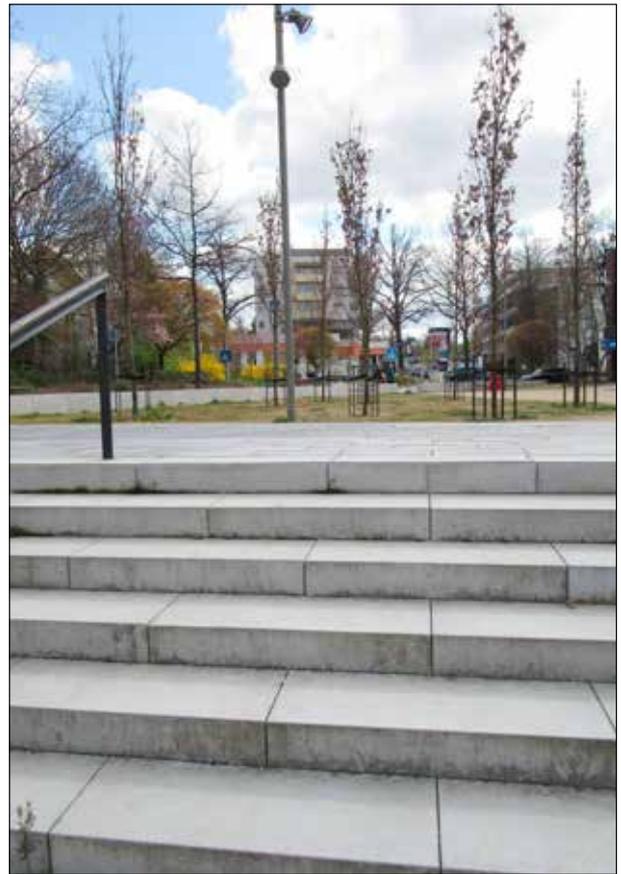


Abbildung 4:
Lütte Wandseterrassen



Abbildung 5:
De Strandweg



Abbildung 6:
Rahlstedter Bahnhofstraße

In de dröög Sommertiet, wenn in de Wandse nich veel Water fleten deit, gifft dat an de Waterkant'n Steed mit'n lierlüttjen Strandafsnitt. Mit fien Sand, vun de „Flood“ reinwuschen. In mennig Johr jüst so breet, dat'n dor'n Liggstohl opstellen künn. Aver mit baden is dat nix. Dat Water reekt'n je denn blots bit ünner an de Waden. Liekers dink ik in düsse Tiet, de schöne Weg hier an't Över langs, künn je ok „Strandweg“ heeten. Dor kann'n de Gedankens lopen loten or mol an gornix dinken. Nich veele Minschen bemöten'n dor. Aver Minschen, de dor lang goht, sünd meist entspannt un fründli (so as ik natüürli ok). Dor wunner ik mi mennigmol bannig, wenn mi een in de Mööt kummt un fründli gröten deit. Nanu, dink ik denn, kennt de di? Man ik kenn em nich. Beten verbaast dink ik denn: Aha, du hest sachs ok'n fründli Gesicht mokt. Kloor, denn mutt de Minsch je dinken, ik kenn em. Villicht hett he ok jüst so as ik, de Sinne för't Natuurföhlen scharp mookt un kiekt fründli in de Umwelt. Ik kiek een Minsch in't Gesicht. Kenn ik em – or kenn ik em nich? Annerlest beleev ik dat mit'n Udl, de dor lang kümmt un mi fründli gröten deit. Ik heff em nich kennt. Liekers heff ik mi freit över so'n fründli Minsch.

Op't leste Enn kummt dat Ortsamt op Sicht. Denn dink ik jümmer dor an, dat de eerste Eva je lang Johrn op de anner Siet stunn mit gröön Ambiente ümrüm. Un nich wietaf vun de Beek. Eva hebbt de Spitzboven einfach so bi Nacht un Nevel afsaagt. Klaut, wohrschienlich üm dat Material för dat Kunstwark för Geld to verscherbeln. Een Schock för Rahlstedt. Ik seh jümmer noch de afsaagt Fööt op de Grundplatt stohn. Gräs sig sehg dat ut. Nu steiht blots noch de Grundplatt, as wöör dor nixnich wesen. Vör'n Johrstiet kunn'n je noch direktemang över de Bruch na't Ortsamt rövergohn. Nu fehlt nich blots de Eva. Nä, ok de Övergang.

Vör de Krüzung kumm ik noch an'n Kinnergoorn vörbi. Dor is je jümmer fix wat loos. Geschrieg un Hampelee. Kandidel snatern, aver ok strieden un freedvull speelen. Liekers bi'n Blick över'n Tuun kann ik mi een Smuustern nich verkniepen. Dink an de Tiet, as uns Dochter un later de Grootkinner noch lütt weern. Man de Tiet liggt al lang achter mi.

Aver nu liggt de schöne Weg ok achter mi. Schaad aver ok. Vörbi mit entspannen un grööne Natuur geneten. De Straat un de Oort hett för mi wedder Larm un Minschen ümrüm.

Man wenn ik jüst mol in Stress bün, or dat besünners hild heff? Or vunwegen jichtenswat beten vergnatzt bün? Sowat kummt je mol vör, nich. Wat is denn???

Ha – wat schall denn ween. Nix is. Denn goh ik dor gornich lang, an den „Strandweg“ ...